

Geniales Schweinchen: Allan Guggenbühl würdigt Peppa Wutz

Nummer 48 – 2. Dezember 2021 – 89. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



«Frankreich zu retten, ist im Sinn der Menschheit»

Präsidentschaftskandidat Eric Zemmour im grossen *Weltwoche*-Gespräch.

Roger Köppel

Frauenrechtler Cassis

Seine Zeigefinger-Diplomatie schadet der Schweiz. *Christoph Mörgeli*

Corona immer harmloser

Das Ende der Pandemie ist nah.

Beda Stadler

Prinz Charles ist der Richtige
Freunde der Krone,
macht euch keine Sorgen!

4
194761
00600
107761
87

COLLECTION

Ladybird



IB
1735
BLANCPAIN
MANUFACTURE DE HAUTE HORLOGERIE

BAHNHOFSTRASSE 28 · PARADEPLATZ · 8001 ZÜRICH · TEL. +41 (0)44 220 11 80
RUE DU RHÔNE 40 · 1204 GENEVA · TEL. +41 (0)22 312 59 39

Eric Zemmour ist interessant

Nun also hat er seine Kandidatur lanciert. Vor einer Bibliothek ledergebundener Bücher, an einem antiken Schreibtisch, den Blick in sein Manuskript vertieft, begleitet von zunächst düsterer, dann zusehends leichter klassischer Musik, entwirft der bekannte Journalist und Bestsellerautor Eric Zemmour ein finsternes Bild seiner geliebten Heimat Frankreich.

Wir sehen brennende Häuser, abgefackelte Autos, Schlägerbanden, Gangs, die auf offener Strasse Drogen verkaufen. Zemmours Frankreich ist im Ausnahmezustand, ein Kriegsschauplatz. Polizisten werden attackiert, Frauen verprügelt. Die Kamera schweift durch eine Metrostation, die auch in Burkina Faso oder Mali stehen könnte. Betende Muslime beherrschen die Szenerie.

Zemmour behandelt in seinem eindringlichen Film keine wirtschaftlichen Themen, weder Covid noch den Klimawandel. Bei ihm geht es ums Ganze, um alles, um die Existenz Frankreichs und seiner Kultur, das Frankreich der alten Könige, der Dichter und Denker, von Napoleon und General de Gaulle bis hin zu Belmondo, Brigitte Bardot und Charles Aznavour.

Die Medien stellen ihn als Teufel dar, als Rassist, ausgerechnet ihn, den Aussenseiter, den Sohn algerischer Juden, der aufgewachsen ist in der Banlieue von Paris, ein assimilierter, man könnte fast sagen: überangepasster französischer Superpatriot, der schon als Kind Balzac und die Geschichte Napoleons verschlang, von seinen Eltern angetrieben zu Höchstleistungen in der Schule.

Seine politische Laufbahn nahm einen rasanten stratosphärischen Verlauf. In den Umfragen überholte er überraschend Marine Le Pen. Man traut ihm zu, das chronisch zerstrittene rechte Lager zu einen, wie einst François Mitterrand die Linken als Versöhner an die Macht brachte. Zemmour, der rechte Mitter-

Genf

rand, der Retter, der sein Frankreich den Abgründen der Dekadenz entreisst?

Kurz bevor er seine Kandidatur bekanntgab, kamen unerfreuliche Schlagzeilen. Die Medien berichten von einer inoffiziellen Beziehung zur 28-jährigen Wahlkampfleiterin. Von einer Schwangerschaft ist die Rede. Zemmours katholische Unterstützer sind nicht erfreut. Der Kandidat verlor die Nerven, als er nach einem eisigen Empfang in Marseille einer protestierenden Frau den Mittelfinger zeigte.

Welche Qualität braucht ein französischer Präsident? «Die Fähigkeit zur Gleichgültigkeit», sagt im Gespräch mit der *Weltwoche* der Hoffnungsträger der Bürgerlichen. Wir trafen den früheren TV-Star, der einst schmunzelnd, witzig, vor den Kameras glänzte, eine Art Woody Allen der Rechten, vor einem Auftritt in Genf, den die linken Stadtoberen im Namen der Toleranz verhindern wollten.

Wir haben ihn dort weder als Extremisten noch als Ausländerhasser erlebt, sondern als überlegten, belesenen und äusserst kultivierten, nachdenklichen Menschen, der das Gefühl hat, Frankreich drohe ihm, dem Frankreich-Enthusiasten, abhandenzukommen. Viele Franzosen sehen es ähnlich. Zemmour füllt Säle mit Tausenden Interessierten, die meisten davon jung.

Den Zemmour-Politiker gibt es in der Schweiz noch nicht. Vielleicht auch deshalb nicht, weil die Missstände in Frankreich augenfälliger sind. Der Kandidat, der keiner Partei angehört, spricht vom «französischen Selbstmord», von der «Ersetzung einer Zivilisation durch eine andere», vom versagenden «Episkopat der Politik», das zu stoppen es vielleicht schon zu spät sei.

Zemmour ist, anders als ihn die Medien verleumden, kein Fremdenfeind. Als Angehöriger zweier Minderheiten in Frankreich geht es ihm nicht um Ethnien, sondern um Werte. Er macht es deutlich mit einem Zitat des berühmten Anthropologen Claude Lévi-Strauss: «Jede Kultur hat das Recht, sich taub zu stellen gegenüber den Werten einer anderen Kultur.»

Wenn die Linken Frankreich und dessen Geschichte schlechtmachen, wehrt er sich. Noch in den finstersten Epochen erkennt er Lichtblicke, verweigert er sich dem eindeutigen Urteil. Die Medien machen daraus einen Skandal, aber man könnte es auch Differenzierung nennen. Zemmour widersetzt sich dem Zwang, die Vergangenheit dem Moralismus der Gegenwart zu unterwerfen.

Zemmour sieht sich als Verteidiger der französischen Werteordnung, des französischen Lebensstils, «der Kultur, der Freiheit und der Toleranz, aber auch des Charmes der Frauen und der Leichtigkeit der Geschlechterbeziehungen». So redet kein «Rechtsextremer», kein «Rassist», doch die enthemmte Feindseligkeit seiner Gegner zeigt, wie sehr sich die Mächtigen inzwischen vor ihm fürchten. R. K.

AMEOS

SCHLAFLOS?
ÜBERMÜDET?
GEREIZT?

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld und ein umfassendes medizinisches Angebot dafür.

AMEOS SEEKLINIKUM BRUNNEN

AMEOS Seeklinikum Brunnen |
Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen |
T +41 41 825 48 48 | ameos.ch

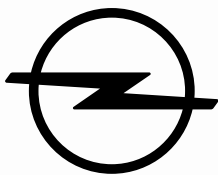
SIMPLY ELECTRIC DIE OPEL e-MODELLE



HOL DIR JETZT DEIN UNVERBINDLICHES ANGEBOT
BEI DEINEM OPEL PARTNER.



[simply-electric.opel.ch](https://www.simply-electric.opel.ch)



O P E L

Beda Stadler über Corona, Philippe Demierre, Thronfolger Prinz Charles, *Weltwoche Digital*, Winterzauber

Mit dem kalten Wetter ist das Coronavirus erwartungsgemäss zurückgekehrt. Beflügelt von der ominösen Omikron-Variante und dem deutlichen Volks-Ja zum Covid-Gesetz, fordern Hardliner scharfe Massnahmen, während sich bei den «Freiheitstrychlern» eine Mischung von Resignation und Trotz breitmacht. Vor diesem Hintergrund haben wir den angesehenen Immunologen und emeritierten Professor Beda Stadler um eine unaufgeregte Bestandesaufnahme gebeten: Was haben wir in den bald zwei Jahren seit der Entdeckung von Sars-CoV-2 in Wuhan gelernt? Was wissen wir, was nicht? Stadlers Gesamtschau stimmt zuversichtlich: Die Impfung wirkt besser als erhofft, einiges deutet darauf hin, dass das Virus mit den Mutationen an Gefährlichkeit einbüsst, während sich die natürlichen Abwehrkräfte in der Bevölkerung in Richtung Herdenimmunität entwickeln. **Seite 26**

Die Führung der SP gab sich am letzten Wochenende in Erklärungen als die grosse Siegerin des Abstimmungswochenendes. Was unterging: Bei den Wahlen im Kanton Freiburg erlebten die Genossen eine historische Schlappe. Einen ihrer zwei Regierungsratsitze verlor die Linkspartei an die Grünen. Im Parlament büsste sie einen Viertel ihrer Mandate ein. Überraschend räumte indes ein Mann der SVP ab: Philippe Demierre. Der Politiker, der nach eigenem Bekunden am rechten Rand politisiert, schaffte den Sprung in die Regie-



In der Mitte der Gesellschaft: Thronfolger Charles.

nung. Der Kanton Freiburg könnte eine Blaupause dafür sein, wie die Bürgerlichen den rotgrünen Vormarsch stoppen können. **Seite 34**

Queen Elizabeth II konnte sich jüngst nur schwer auf den Beinen halten. Freunde der Krone fürchten den Tag, an dem der grüne Prinz Charles den Thron besteigen wird. «Komplett unbegründet» sei diese Sorge, entgegnet Andrew Roberts, einer der führenden Historiker und Napoleon-Biograf. Kaum je sei ein Thronfolger auf die grosse Aufgabe so solid vorbereitet gewesen wie Prinz Charles. Gerade sein langjähriges Engagement für den Umweltschutz zeichne ihn aus: «Die meisten

Dinge, für die sich Charles einsetzte, sind inzwischen in der Mitte der Gesellschaft angekommen, weshalb er von vielen Menschen zu Recht als jemand wahrgenommen wird, der seiner Zeit weit voraus war.» **Seite 42**

In eigener Sache: Die *Weltwoche* eröffnet das Hauptquartier der Meinungsvielfalt im Internet. Zu diesem Zweck haben wir *Weltwoche Digital* vollkommen neu konzipiert, designt und auf ein modernes technisches Fundament gestellt. Die *Weltwoche* und «*Weltwoche daily*» werden zusammengeführt. Ab 1. Dezember 2021 gibt's nur noch eine App, eine Website für Mobile und ebenso für die Desktop-Nutzung. Und das alles unter dem Namen *Weltwoche Digital*. Das neue Web-Angebot wird zu einem eigentlichen Newsportal, das die relevanten Ereignisse aus der Aktualität abdeckt und kommentierend einordnet. Die Seite wird täglich mehrmals mit neuen Inhalten bespielt. Steigen Sie ein, fliegen Sie mit!

Und zu guter Letzt: So macht Schenken noch mehr Freude: *Weltwoche*-Abonnenten finden in der Beilage unseren einzigartigen jährlichen Geschenkeführer «Winterzauber». In siebzig Kategorien präsentieren Unternehmerinnen, Autoren, Wissenschaftler, Politiker und Prominente ihre persönlichen Empfehlungen für unter den Weihnachtsbaum. Hier werden Sie bestimmt fündig. Wir wünschen Ihnen eine wunderbare Vorweihnachtszeit.

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



DIE WELTWOCHEN

Neue App, neue Website.

Jetzt testen. Kostenlos.

Steigen Sie ein, fliegen Sie mit!



Jetzt oder nie: Eric Zemmour. Seite 16



Analyse ohne Panik: Beda Stadler. Seite 26



Vielfältige Beziehung: Peng Shuai. Seite 41

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 6 Intern
- 10 Eilmeldung
Aussenpolitik des erhobenen Zeigefingers
- 11 Peter Rothenbühler
Liebe Corine Mauch
- 12 Tagebuch Inge Schütz
- 14 Bern Bundeshaus
«Nussbi» zündet das Feuerwerk
- 16 «Unsere Zivilisation ist in akuter Gefahr» Eric Zemmour im Gespräch
- 20 Erziehung der Gefühle
Wo ist all das Leben hin?
- 22 News Iran baut auf Bidens Schwäche
- 22 Personenkontrolle
- 24 Mörgeli Das Leben einer Diskriminierten
- 24 Problemfall Moral
Replik von Yves Demuth
- 25 Peter Bodenmann
Reha-Klinik Nationalbank
- 26 Corona: Das Ende der Pandemie ist nah
Analyse von Beda Stadler
- 28 Peppa Wutz Allan Guggenbühl über
Boris Johnsons Lieblingsfigur
- 29 Quo vadis, Kohäsionsmilliarde?
Welche Länder am meisten profitieren
- 30 Wladimir Putin Seine Beliebtheit
beim Volk ist einmalig
- 31 Thiel Unmensch
- 32 Ehrenrettung des Nasenrings
Vom Umgang mit Tausend-Kilo-Munis
- 33 Kurt W. Zimmermann
Paola und Kurt Felix wieder beisammen
- 34 Parmelin ist sein Trauzeuge
Das Wahlwunder von Freiburg

- 35 Inside Washington
- 36 Ungewählter Blender
Italiens Premier Draghi
- 37 Anabel Schunke
Peter Pan und die Hausfrau
- 38 Jetzt lacht keiner mehr
Wie aus Olaf Kanzler Scholz wurde
- 39 News Jacqueline Badran, Jack Dorsey
- 40 Broder Von der Alb zum Minister
- 40 Bürgerliche Sympathien
Der Erfolg der Pflegeinitiative
- 41 Affäre um Peng Shuai
MeToo auf Chinesisch
- 42 Charles ist der Richtige Andrew Roberts
über den britischen Thronfolger
- 44 Gott ist die Ur-Vernunft
Martin Grichting über die Freiheit
- 46 «Jetzt droht Stagflation» Ökonom
Hans-Werner Sinn zur Geldpolitik
- 48 Diskreter Charme des äusseren Glanzes
Geschenkpapierfabrik aus Wolhusen
- 49 Tamara Wernli
Haltet eure Mädchen von Instagram fern
- 50 Leserbrief
- 51 Nachrufe Stephen Sondheim,
Frank Williams
- 52 Beat Gygi
Hoffen auf den Corona-Babyboom

LEADER: DER GUTE STIL

- 53 Schule des schönen Schreibens
Guter Stil macht Gedanken verständlich
- 54 Der Pfeil, der zitternd ins Schwarze
trifft Stilfibel von Michael Maar

LITERATUR UND KUNST

- 57 Ikone der Woche
- 58 Mutig gegen den Konformitätsdruck
Hommage an den Eigensinn
- 60 Bücher der Woche
- 63 Die Sprache
- 64 Tyler Perrys schwarze Traumfabrik
Aufstieg im Showgeschäft
- 66 Pop «The Beatles – Get Back»
- 68 Klassik Cecilia Bartoli
- 69 Serie «Tschugger»
- 69 Jazz Howard McGhee

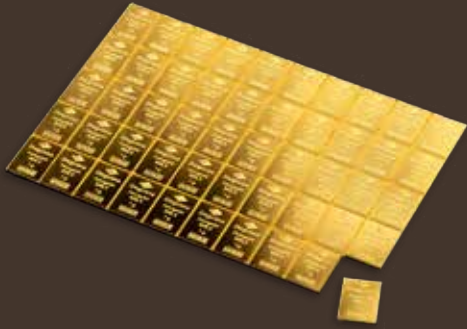
LEBEN HEUTE

- 70 Wunderbare Welt
- 70 Unten durch
- 71 Fast verliebt
- 72 Frauen Kristen Stewart
- 72 Häuser Villa Schönberg
- 73 Was macht eigentlich?
Fiammetta Devecchi
- 74 Essen
- 74 Wein
- 75 Auto
- 75 Objekt der Woche
- 76 Bei den Leuten Baden im Glück
- 78 Zeitzeichen
- 78 Fragen Sie Dania
- 79 Mittagessen mit ... Raphael Gübelin
- 80 Menschen von morgen
Yves Marty und Gianluca Trezzini
- 82 Das indiskrete Interview
Alexander Albrecht, Schauspieler

Degussa



GOLD UND SILBER.



FESTLICHE STIMMUNG IM PORTFOLIO – MIT GOLD VON DEGUSSA.

Bereits seit 6'000 Jahren ist Gold die stärkste Währung und damit ein grundsolides Investment. Der Name Degussa steht weltweit wie kein anderer als Synonym für Edelmetalle. Als grösster bankenunabhängiger Edelmetallhändler in Europa stellen wir mit Ihnen Ihr persönliches Portfolio aus Barren und Münzen zusammen, beraten Sie aber auch beim Verkauf von Edelmetallen. Alle Degussa Barren sind LBMA-zertifiziert und verfügen über eine Banken-Valorennummer. Gerne können Sie Ihre Wertanlagen auch in Ihrem Schliessfach bei uns lagern.

Weitere Informationen
und Onlineshop unter:

DEGUSSA-GOLDHANDEL.CH



VERKAUFGSGESCHÄFTE:

Bleicherweg 41 · 8002 Zürich
Telefon: 044 403 41 10

Quai du Mont-Blanc 5 · 1201 Genf
Telefon: 022 908 14 00

MITGLIEDSCHAFTEN:



ZÜRICH | GENF | FRANKFURT | MADRID | LONDON

Aussenpolitik des erhobenen Zeigefingers

Bundesrat Ignazio Cassis will den Frauen und den Linken gefallen.
Die Art seiner Reisediplomatie schadet der Schweiz.

Christoph Mörgele

Reisen nach Saudi-Arabien sind mit gewissen Risiken verbunden.» So lautet der offizielle Reisehinweis des Aussendepartements. Offensichtlich ging Aussenminister Ignazio Cassis (FDP) bei seinem jüngsten Arbeitsbesuch in dieses Risikoland solche Risiken problemlos ein. Jedenfalls fand er Zeit, sich ein saudisches Frauenfussballspiel anzuschauen. Nur bedeutet dies für viele Saudis eine Provokation in einem Land, in dem Frauen vom öffentlichen Leben weitgehend ausgeschlossen sind und bis vor kurzem noch nicht einmal Auto fahren durften. Ob der symbolgeladene Frauensportanlass der schweizerischen Neutralität, den guten Diensten und der Handelsbilanz gedient hat, bleibt zweifelhaft. Die Geste wirkt auch darum ungelent und aufgesetzt, weil sich Ignazio Cassis hierzulande noch kaum je ein Frauenfussballspiel angesehen hat. Es ging ihm also nicht um ein echtes sportliches Interesse, sondern um eine politische Demonstration.

Plötzlich Frauenfussball-Fan

Zwar fand der inszenierte Match praktisch vor leeren Rängen und abseits jedes öffentlichen Interesses statt. Auch trugen die Fussballerinnen keine «normale Sportbekleidung», wie der *Tages-Anzeiger* behauptete, sondern Beinkleider, die nur schon den Anschein von nackter Haut vermieden. Dennoch liess Cassis alle Welt auf Twitter wissen: «Diplomatie und Stärkung der Rolle der Frau durch Fussball. Hatte die Chance, ein Fussballspiel der saudischen Frauen-Nationalliga zu sehen. Starke Frauen sind nicht nur im Sport, sondern auch in Politik und Wirtschaft von entscheidender Bedeutung.»

Eine weitere Duftmarke hatte Cassis laut Hochglanzverlautbarung seines Departements zuvor durch ein Treffen mit Frauen aus Politik, Sport und Wirtschaft gesetzt: Es sei ihm darum gegangen, sich «von ihnen persönlich über die Situation der Frauen in Saudi-Arabien informieren zu lassen». Überhaupt habe sich der Bundesrat starkgemacht für die «Eingliederung der Frauen in den saudischen Arbeitsmarkt». Die Frauenpolitik stand sogar «zuoberst auf der Agenda» des reisenden Magistraten, wie er selber de-

klarierte. Um fortzufahren: «Aufschlussreicher Austausch mit saudischen Frauen über ihre Rechte und ihre Integration auf dem Arbeitsmarkt – wichtige Themen für die Schweiz.»

Nun gäbe es für die Schweiz zweifellos wichtigere Themen. Bei Saudi-Arabien handelt es sich um einen bedeutenden Teilnehmer der Weltwirtschaft mit enormem politischem Einfluss im Nahen und Mittleren Osten. Hinter den Arabischen Emiraten ist das Land für die Schweiz zweitwichtigster Handelspartner der Region. Saudi-Arabien seinerseits bekundet ein lebhaftes Bedürfnis nach hiesigen Investoren. Zudem vertritt unser Land seit 2018 die saudischen Interessen im Iran – und umgekehrt. Doch zumindest in der öffentlichen Wahrnehmung sollen solch handfeste aussenpolitische Themen gegenüber den Frauen- und Menschenrechten in den Hintergrund treten.

Um die Frauenthematik zu unterstreichen, lud Ignazio Cassis bewusst drei ausgewählte Frauen mit ins Bundesratsflugzeug: die Walliser Ständerätin Marianne Maret (Mitte), die Waadtländer Nationalrätin Jacqueline de Quattro (FDP) sowie die Bundeshaus-Redaktorin von Tamedia, Charlotte Walser. Sie alle sollten sich mit eigenen Augen von seinem Einsatz für die Sache der Frau überzeugen.

Um diesem Begleittross zu gefallen, betonte Cassis immer aufs Neue, wie wichtig es sei,

«dass alle Akteure das humanitäre Völkerrecht einhalten». Er sprach vom «konstruktiven Dialog über Menschenrechte» und will auch «Themen wie Todesstrafe und Meinungsfreiheit» angesprochen haben. Wie sehr dies den saudischen Aussenminister und dessen rein männliche Entourage beeindruckte, bleibt offen. Möglicherweise haben die dortigen Vertreter des Swiss Business Network Cassis beim gegenseitigen Treffen klargemacht, dass ihnen eine neutrale Rolle der Schweiz am meisten dienen würde.

Zweiter Fall Metzler?

Die neutralitätspolitisch wenig dienliche Diplomatie des erhobenen Zeigefingers von Ignazio Cassis bedeutete hauptsächlich eine Verbeugung nach links und ein Buhlen um weibliche Unterstützung. Doch der quirlige, als sprunghaft geltende Bundesrat setzt sich selber unnötig unter Druck. Hatte Cassis im März 2019 noch die Kraft, aus Neutralitätsgründen eine Schweizer Verurteilung Saudi-Arabiens im Uno-Menschenrechtsrat zu verhindern, liess er sich diesmal zu wenig diplomatischen Äusserungen hinreissen. Denn das linke politische Spektrum und die Medien thematisieren seit längerem seine mögliche Abwahl Ende 2023.

Cassis' innerfreisinnige Zerreihsprobe aufgrund des schwindenden Wähleranteils dieser Partei erinnert an die tragische Rolle von Bundesrätin Ruth Metzler im parteiinternen Kampf gegen Joseph Deiss vor dem Verlust des zweiten CVP-Sitzes. Diesmal scheint die geschlechtsspezifische Rollenverteilung allerdings umgekehrt: Parteikollegin Karin Keller-Sutter gilt als erheblich besser vernetzt und ist – wie damals Deiss – kaum je Ziel linker Angriffe.

Ignazio Cassis muss dennoch nicht unbedingt schlecht schlafen. Als Vertreter der Tessiner Minorität ist er staatspolitisch schlicht nicht abwählbar. Er dürfte darum selbst bei einer forcierten Menschenrechts- statt Neutralitätspolitik die Unterstützung der SVP nicht verlieren. Gefährlich könnte ihm nur werden, wenn es den Grünen oder Grünliberalen in zwei Jahren gelingen würde, eine glaubwürdige Tessiner Gegenkandidatur aus dem Hut zu zaubern.



„Schön, dass wir auch mal miteinander reden, Herr A.Mueller@zfk.com...“

Liebe Corine Mauch

Sie wollen die Hausbezeichnung «Mohr» oder «Zum Mohrenkopf» definitiv aus dem Bild Ihrer Stadt Zürich verschwinden lassen. Sie begründen es damit, dass das Wort eine «rassistische Wirkung» habe, wie Ihre verwaltungsinterne Arbeitsgruppe zum «Umgang mit kolonialen Spuren im Stadtraum» geschlossen hat. Und wenn alles ganz anders wäre? Wenn die Inschriften eine Art Huldigung an schwarze Mitbürger gewesen wären? Oder haben Sie schon jemanden getroffen, der den Begriff Mohr als herabsetzendes Schimpfwort benutzt: «Du Mohr, du!» Nie gehört.

«Die Mohren» nannte man die Bevölkerung Nordafrikas, meistens auch die Muslime, die Spanien erobert hatten. Und wissen Sie eigentlich, dass der heilige Jakobus, zu dem Tausende von europäischen und Zürcher Gutmenschen pilgern, ein grausamer Mohren-Killer war? Und man vielleicht deshalb den Jakobsweg umtaufen oder seinen Namen abdecken müsste?



Und wenn alles ganz anders wäre?
Zürichs Stadtpräsidentin Mauch.

Ich sehe, ehrlich gesagt, im Überdecken der Abbildungen von Schwarzen fast schon eine rassistische Geste. Man eliminiert Schwarze aus dem Stadtbild, weil man überzeugt ist, dass diese Bilder Zeugen einer verdammenwerten kolonialen Vergangenheit sind. Sehen Sie denn nicht, dass Sie mit solchen Aktionen alle schwarzen

Menschen ins Gefängnis des ewigen Opfers einsperren?

Diese Woche wird gerade die schwarze Josephine Baker, diese legendäre Nackttänzerin mit dem Bananenring um die Hüften, die eine mutige Kämpferin gegen Rassismus und die Nazis war, ins Panthéon aufgenommen, dorthin, wo die grössten Französinen und Franzosen der Geschichte ihre letzte, ehrenhafte Ruhestätte gefunden haben. Wussten Sie, dass zur Zeit von Josephine Bakers grösstem Erfolg die Damen der Hautevolee sich das Gesicht sehr dunkel färbten, um Josephine zu gleichen? Heute würden diese Frauen von Leuten wie Ihnen aufgrund von diskriminierendem «Blackfacing» verurteilt. Fast hätte ich geschrieben: gevierteilt.

Nun, es ist alles nicht so einfach, wie Sie das sehen.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Inge Schütz



Nach einem verregneten Sommer ohne allzu drastische Corona-Massnahmen genoss ich den milden Herbst mit Golf, geselligen Treffen und tollen Restaurantbesuchen. Doch kaum war das Leben zurückgekehrt, erfand «Big Brother» im Wochentakt immer wieder neue Schikanen. Sorry, ich finde kein anderes Wort: Schikanen. Bei den meisten Massnahmen – das ganze Theater mit den Masken, Zertifikaten und Massentests – bleibt der gesundheitliche Nutzen nebulös.

Ich weiss, in einigen Ländern ist das Corona-Regime noch rabiater. Doch ich mag die Schweiz nicht an diesen Ländern messen. Werte wie Freiheit, Rechtsstaatlichkeit und Selbstbestimmung sind nicht verhandelbar. Mein einst unerschütterliches Urvertrauen in unser politisches System, die Wissenschaft und viele liebe Miteidgenossen hat in diesen bald zwei Jahren heftig gelitten.

Kurzum: Ich musste dringend für eine Weile raus aus dem November-Blues. Wohin? Na klar, nach Schweden! Ein Besuch bei Pippi Langstrumpf, im Land der Wälder, Flüsse und Schären. Und last, but not least: die Heimat vieler alter Freunde, welche ich während meiner Studienzeit in Stockholm kennen- und schätzen gelernt habe.

Ich wurde nicht enttäuscht. Ich habe meine Streifzüge durch Stockholm genossen wie ein Teenager, der zum ersten Mal allein in den Ausgang darf. Das Einkaufen, die spontanen Café- und Restaurantbesuche, alles ohne die lächerlichen Lumpen im Gesicht, ohne QR-Codes und Ausweiskontrollen. Lockdowns, Maskenpflicht oder eben die Zertifizierung, das alles gab es nie in Schweden. Und trotzdem – oder gerade deshalb? – sind die Fall-

zahlen seit geraumer Zeit viel tiefer als in den angrenzenden Ländern.

En passant entdeckte ich in Sörmland eines der nördlichsten Weingebiete Europas. Runensteine zeugen von der Weinkultur der Wikinger, die in einer Zeit lebten, in der es phasenweise wärmer war als heute. Das Klima bringt die Rebberge zurück. Seit zehn Jahren keltern innovative Bauern preisgekrönte Weine aus Chardonnay-, Merlot-, Cabernet-Franc- und Vidal-Trauben. Der Tropfen passt übrigens hervorragend zur skandinavischen Kulinarik, die in den letzten vierzig Jahren ebenfalls eine fantastische Entwicklung durchlaufen hat.

Auf der Rückreise nach Stockholm bremste mich auf der Landstrasse ein Porsche Cayenne S mit rotem Dreieck am Heck aus. Er war mit dreissig Sachen unterwegs, obwohl neunzig erlaubt gewesen wären. Des Rätsels Lösung: ein sogenannter A-Traktor. Das sind Fahrzeuge, die bei 30 km/h abgeriegelt sind und ab dem 16. Lebensjahr gelenkt werden dürfen. Das kann auch mal ein hubraumstarker Sportwagen sein. Offenbar sind doch nicht alle Schweden auf dem Greta-Trip.

Schweden ist kein Paradies. Die Grossstädte kämpfen mit Bandenkriminalität, der Gender- und Diversity-Kult hat die segregierte Gesellschaft kaum versöhnt. Der politische Mainstream meidet jede inhaltliche Auseinandersetzung mit der Opposition. Obwohl sie gegen 20 Prozent der Wählerstimmen hinter sich vereinen, werden die Schwedendemokraten (SD), ähnlich wie die AfD in Deutschland, vom Establishment wie Aussätzige behandelt.

Der schwedische «Sonderweg» durch die Corona-Krise ist vor allem einem zu verdanken:

dem Staatsepidemiologen Anders Tegnell. Er hatte den Mut, auf sinnlosen Aktivismus zu verzichten und die natürlichen Abwehrkräfte wie auch die Eigenverantwortung ins Zentrum zu stellen. Und was vielleicht noch mehr Bewunderung verdient: Er räumte unumwunden Fehler ein, wo sie gemacht wurden, doch er blieb sich treu, auch als der Druck aus dem Ausland übermächtig wurde.

So kam Schweden mit vielen Empfehlungen und wenig Befehlen relativ glimpflich durch die Corona-Krise. Wie anderswo fehlte es anfänglich an Schutzmaterial, ein Missmanagement führte in den ersten Wochen zu einem fürchterlichen Massensterben in den Altersheimen. Doch weil man – abgesehen vom Verbot von Grossveranstaltungen – auf repressive Massnahmen verzichtete, blieben die Kollateralschäden von Schliessungen und Lockdowns, aber auch Massenproteste den Schweden erspart. Sie vertrauen ihren Behörden und dem Gesundheitssystem, selbst wenn die ganze Welt kopfsteht.

Ich krönte meinen dreiwöchigen Abstecher in die Freiheit mit einer Konzertgala in der fantastischen «Münchenbryggeriet» (Münchenbrauerei). Pianistin Linda Carlsson alias Miss Li begeisterte 800 unertifizierte Zuschauer mit Pop, Jazz und Blues. Danach kehrte ich zurück in die Schweiz – getestet, zertifiziert, maskiert, isoliert, diskriminiert – als Untertanin.

Inge Schütz ist Präsidentin von SVP International und Mitglied der Parteileitung der SVP Schweiz. Sie hat an der Handelshochschule in Stockholm studiert und wohnt in Belp.

DISCOVER
REACH



GET YOUR FREE PACK NOW*



be inspired

Davidoff
CIGARETTES

**THE PREMIUM CAPSULE CIGARETTES,
MODERN AND INNOVATIVE IN EVERY WAY**

- Modern, compact demi-slim format
- Trendy capsule flavours
- Firm-touch filter
- Reduced smoke smell

*terms and conditions are available at davidoff-cigarettes.ch

Rauchen fügt Ihnen und den Menschen in Ihrer Umgebung erheblichen Schaden zu.
Fumer nuit gravement à votre santé et à celle de votre entourage.
Il fumo danneggia gravemente te e chi ti sta intorno.

«Nussbi» zündet das Feuerwerk

Niemand in der Schweiz wirbt so enthusiastisch für die EU wie SP-Nationalrat Eric Nussbaumer. Woher nimmt der siebenfache Grossvater die Energie für dieses Himmelfahrtskommando?

Samstagmorgen in der Eventfabrik von Bern. Im obersten Stockwerk führt die Europäische Bewegung Schweiz mit ihrem Präsidenten, Nationalrat Eric Nussbaumer (SP), einen Europatag durch. Auch prominente Redner wie alt Bundesrat Pascal Couchepin (FDP) sind eingeladen. Es ist eine Veranstaltung unter Gleichgesinnten. «Wir wollen darüber reflektieren, wie die Schweiz ihre Beziehungen zur EU künftig gestalten will», sagt ein etwas übermüdetes Nussbaumer.

Er war in letzter Zeit viel unterwegs. Anfang November flog er innerhalb einer Woche gleich zweimal nach Brüssel, um EU-Spitzenfunktionären und Parlamentariern die Schweiz zu erklären. Eben ist er aus Warschau zurückgekehrt, wo er sich an der Spitze der EU/Efta-Delegation des Parlaments mit polnischen Parlamentsabgeordneten getroffen hat. «Wir wollten uns aus erster Hand informieren, wie sie die Auseinandersetzung mit der EU wegen ihrer Justizreform beurteilen», erklärt er. Das Treffen endete für ihn mit der ernüchternden Feststellung, dass diese überzeugt sind, auf dem richtigen Weg zu sein. Dass sich Polen hartnäckig den Entscheidungen des Europäischen Gerichtshofs (EuGH) und des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte (EGMR) widersetzt und die kritisierte Justizreform auf Biegen und Brechen durchstieren will, ist für Nussbaumer, der dazu neigt, die EU zu glorifizieren, keine beruhigende Erkenntnis.

Er zieht alle Register

«Nussbi», wie ihn alle nennen, weibelt seit 2018 für eine Annäherung an die EU wie kaum ein anderer Parlamentarier. Nicht einmal Christa Markwalder (FDP) in ihrer besten Zeit an der Spitze der damaligen Neuen Europäischen Bewegung Schweiz (Nebs) entfachte ein derartiges europapolitisches Feuerwerk wie der Baseliener. Wenn man ihn aber damit konfrontiert, dass er mit seiner EU-Position sogar in der SP ein Exot ist, winkt er ab. «Wenn ich aussenpolitisch so danebenläge, hätte man mich kaum für die Wahl des Vizepräsidenten des Nationalrats vorgeschlagen.» Der siebenfache Grossvater wurde



«Das Elsass weiss genau, wo es hingehört»: Nationalrats-Vize Nussbaumer.

am Montag vom Parlament in dieses Amt gewählt. Er wird 2024 die grosse Kammer präsidieren. Zuvor hatte er sich parteiintern gegen Matthias Aebischer (BE) durchgesetzt.

Es streichen aber auch längst nicht alle wie Nussbaumer hervor, dass sie für einen EU-Beitritt sind. «Als Option müssen wir den Beitritt im Auge behalten, weil wir schliesslich mitten

«Die zusätzliche Milliarde gibt es nur, wenn wir am Forschungsprogramm <Horizon> beteiligt werden.»

in Europa leben», sagt er. Aber er sei nicht auf den EU-Beitritt fixiert. «Ich kann auch mit einer Teilnahme am Europäischen Wirtschaftsraum leben.» Er sei auch für den Rahmenvertrag eingestanden. Dass die Landesregierung diesen beerdigte, hat Nussbaumer nicht verschmerzt. «Der Bundesrat hätte das nie tun dürfen.» Nun zieht er alle Register, damit die Verhandlungen mit der EU wieder in Gang kommen.

Bei der letzten Sitzung der Aussenpolitischen Kommission in Genf stellte der SP-Politiker den Antrag, die Kohäsionsmilliarde zu verdoppeln – um die verfahrenere Situation zu deblockieren.

«Die zusätzliche Milliarde gibt es nur, wenn wir am Forschungsprogramm <Horizon> beteiligt werden», so Nussbaumer. Die Idee, die EU mit Geld milde zu stimmen, ist nicht neu. Einen solchen Vorschlag machte vor Monaten bereits der frühere Staatssekretär Michael Ambühl. Auch Aussenminister Ignazio Cassis (FDP) sprach von einer möglichen Beteiligung der Schweiz am «Green New Deal» der EU. Die Gefahr ist allerdings gross, dass gerade solche Vorschläge die EU motivieren könnten, den Preis für die Teilnahme am Binnenmarkt immer höher zu schrauben. Der Captain des FC Nationalrat muss also aufpassen, dass er hier nicht ein Eigengol schiesst. «Ach was», gibt er zur Antwort.

«Auf Augenhöhe»

Nussbaumer ist beseelt von der Mission, die Schweiz an Brüssel heranzurücken. Man weiss aber nicht so recht, was ihn antreibt. Wurde ihm diese Begeisterung für die EU in die Wiege gelegt? Der heute 61-jährige Politiker ist in der elsässischen Stadt Mülhausen geboren, die in den letzten 300 Jahren so viele Male die Nationalität wechselte, dass die Einwohner heute wohl nicht mehr so genau wissen, ob sie Deutsche, Franzosen oder gar Schweizer sind. «Doch, das Elsass weiss genau, wo es hingehört», widerspricht Nussbaumer. «Aber die Menschen dort wissen vor allem, dass Kriege ihnen nichts brachten. Sie stehen heute mit dem Sitz des Europaparlaments für die europäische Zusammengehörigkeit.»

Nussbaumers europapolitisches Engagement ist gewiss auch mit seinem Heimatkanton zu erklären. Wegen der exportorientierten Pharmaindustrie ist man in Baselland der EU gegenüber aufgeschlossener als in anderen ländlichen Regionen. Er selbst begründet seinen Einsatz vor allem mit der heutigen Realität: hier die EU mit einem Markt von 500 Millionen Menschen, da die Schweiz mit ihren 8 Millionen Einwohnern. «Es ist vermessen von uns, zu glauben, dass wir mit der EU auf Augenhöhe diskutieren könnten», so Nussbaumer. «Die anderen haben den Binnenmarkt geschaffen, nicht wir.» Aber müssen wir deswegen gleich in die Knie gehen?

Mit Stars wie Jamie Cullum, James Morrison, Joss Stone, Albano & Romina Power und der erstmals durchgeführten Swiss Music Night mit Natacha und George waren die ausverkauften 10. Christmas Sessions in Biel das musikalische Highlight zum Ausklang des Jahres. Freuen wir uns auf die nächste Ausgabe vom 23. bis 27. November 2022 unter anderen mit Milow und Jack Savoretti.



1 Heinz Winzenried, Natacha 2 Enrico Brogini, Eugen Hübscher 3 Joss Stone 4 George, Carmela Begert 5 Shawne Fielding, Sonja Bärtschi 6 Marcel Zwahlen, Stefan Schär, Nicole Schär, Selina Schär 7 Michael Innes Dawe, Roman Roth, Andy Wright 8 Cordelia Hagi, Marius Heer 9 Anita Kräuchi, Aline Werren, Jasmin Winzenried 10 Janine Lüthi, Urs Gfeller, Sandra Gfeller, Kim Tokarski 11 Barbara Mahrenholz, Beat Erni 12 Carlo Kilchherr, Mona Nussbaumer, Alfred Bärtschi 13 Julian Winzenried, Fabian Hofmann 14 Jamie Cullum 15 Natacha und George 16 Emanuel Utiger, Giovanna Utiger 17 Marcello Brogini, Juliana Branchini 18 Fritz Hebeisen, Annegret Hebeisen 19 Christine Werren, Thomas Werren 20 Kathrin Glauser, Martin Glauser 21 Corinne Gnägi, Doris Brogini, Tahira Ducruet

Fotos by noranussbaumer.com / Isaak Mtizwa



«Unsere Zivilisation ist in akuter Gefahr»

Brillanter Intellektueller, TV-Star, einst bejubelt als eine Art Woody Allen der Rechten: Jetzt will Eric Zemmour Präsident Frankreichs werden. Wir haben ihn in Genf getroffen.

Roger Köppel

Eben gelandet, schnappe ich mir ein Taxi. Von einer Anwaltskanzlei gelange ich über einen versteckten Garten in eine herrschaftliche Wohnung. Sie gehört einem Franzosen. Dort sitzt der Teufel schon am Tisch und isst gemütlich einen Salat. Eric Zemmour, 63, ist der umstrittenste Politiker der Franzosen. Kurz darauf wird er seine Kandidatur fürs Präsidentenamt erklären. Einst liebten ihn die Medien, heute erklären sie ihn zum Ungeheuer. Wer ist dieser Mann aus jüdisch-algerischer Familie, der brillante Bücher und Kolumnen schreibt über Glanz, Grösse und den baldigen Untergang «einer der grössten Zivilisationen der Welt»? Es ist das erste grosse Interview in deutscher Sprache.

Weltwoche: Monsieur Zemmour, Sie sind der zurzeit umstrittenste Politiker Frankreichs. Was muss man wissen, um zu verstehen, wer Sie sind?

Eric Zemmour: Ich stamme aus einer sehr kinderreichen Familie, bin aufgewachsen unter vielen Mädchen und Frauen, die mich auch erzogen haben. Sehr traditionell. Was ich gut fand. Meine Familie hat jüdisch-berberisch-algerische Wurzeln, aber wie Elsässer empfanden wir uns immer als Franzosen. Das sehen Sie auch an meinem zutiefst französischen Vornamen. Vornamen sind kein Zufall. Oft sind sie eine Reverenz an die vergangenen Helden einer Kultur. Mit unseren französischen Vornamen bekannten sich meine Eltern zu Frankreich.

Weltwoche: Sie sind ein grosser Kenner der französischen Kultur. Welche Bücher haben Sie geprägt?

Zemmour: Meine Mutter hat mich nicht gedrängt, ich wollte einfach immer viel lesen, Geschichte, Literatur. Ich liebte die französischen Filme. Als Kind von elf, zwölf Jahren las ich André Castelots grossartig erzählte Geschichte Napoleons. Honoré de Balzacs dreiteiliger Roman «Verlorene Illusionen» über die Manöver und Methoden der damaligen französischen Elite in Medien und Gesellschaft begeisterte mich. Beide Bücher prägten meine Identität.

Genf

Weltwoche: Weitere Einflüsse?

Zemmour: «Les origines de la France contemporaine», geschrieben zwischen 1875 bis 1893 von Hippolyte Taine, einem bedeutenden Philosophen und Historiker, der auch in Oxford lehrte. Dieses Monumentalwerk befasst sich mit den Ursachen des französischen Zusammenbruchs, der dann 1870 in der Niederlage gegen Bismarcks Preussen gipfelte.

«Es braucht keinen zweiten Libanon, keinen weiteren muslimischen Kontinent.»

Weltwoche: Was lesen Sie?

Zemmour: Alles. Ich bin Eklektiker, Sammler. Ich habe auch Ihren Landsmann Rousseau gelesen, Jacques Bainvilles Geschichte Frankreichs – Bainville war überzeugter Monarchist, Joseph de Maistre, den Philosophen der Gegenklärung, Kritiker der Moderne.

Weltwoche: Was macht den guten Autor aus?

Zemmour: Die Eleganz des Stils. Vor allem aber liebe ich es, alles zu verstehen, alles aus einer bestimmten Epoche aufzunehmen. Mich interessieren die wichtigen Standpunkte, die zu einer gewissen Zeit vertreten wurden. Wenn ich über den Zweiten Weltkrieg lese, interessiert mich die Sicht der Résistance, aber auch die Meinung der Kollaborateure. Befasse ich mich mit der Französischen Revolution, tauche ich auch in die Welt der prominentesten Antirevolutionäre ein.

Weltwoche: Zeitungen?

Zemmour: Mit vierzehn begann ich *Le Monde* zu lesen. Ich schnitt die Artikel aus und träumte immer davon zu schreiben.

Weltwoche: Musik, Sport?

Zemmour: Ich war Fan der Rolling Stones, hatte lange Haare. Für meine Eltern war die Ausbildung das Wichtigste. Ich musste immer Klassenbester sein, bei Geschichte und Literatur fiel mir das leicht, in der Mathematik hatte ich meine Schwierigkeiten.

Weltwoche: Rap?

Zemmour: Nicht mein Genre, nicht meine Generation.

Weltwoche: Einer Ihrer Helden ist Napoleon Bonaparte.

Zemmour: Darüber könnte ich den ganzen Tag erzählen. Napoleon ist der grösste Franzose der Geschichte. Für Nietzsche war Napoleon eine «höhere Art Mensch, halb Heiliger, halb Genie».

Weltwoche: Was machte seine Grösse aus?

Zemmour: Napoleon war seiner Zeit voraus. Frankreich sah er als Erbe des Römischen Reichs. Frankreichs Aufgabe war es, dieses Reich zu erneuern. Diesem Ziel ist Napoleon sehr nahe gekommen. Um eine grosse Macht zu bleiben, war Frankreich zu klein. Napoleon vergrösserte Frankreich, damit es als Gigant auf der Landkarte der Zukunft gewachsen bliebe. Es heisst, Napoleon habe die Vereinigten Staaten von Europa weggenommen. Das behaupten die Europäisten, aber das ist nicht richtig. Napoleon gründete ein europäisches Grossfrankreich. Frankreichs Interessen standen zuoberst. Er war seiner Zeit um 100 Jahre voraus.

Weltwoche: Warum scheiterte Napoleon?

Zemmour: Der frühere US-Sicherheitsberater Zbigniew Brzezinski hat darüber ein grossartiges Werk verfasst. Napoleon scheiterte an den Briten. Hätten sie Napoleon nicht daran gehindert, wäre Frankreich eine internationale Grossmacht. Sein grösster Fehler war die Niederlage in der Seeschlacht von Trafalgar 1805. Von da an finanzierten die Briten Napoleons Feinde auf dem Kontinent mit gigantischen Summen. Der Kaiser musste jedes Jahr einen Krieg gewinnen. Das konnte auf Dauer nicht gutgehen. Ich beweine, bis heute, die Niederlage Napoleons gegen den britischen Zynismus und die enorme Finanzmacht.

Weltwoche: Wie viel Napoleon steckt heute noch in Frankreich?

Zemmour: Leider viel zu wenig. Napoleon brachte die Ordnung zurück nach der Unordnung der Revolution. Sein Staat stand für Effizienz, schnelle Entscheidung, Autorität, funktionierende Institutionen, hervorragende Schulen, Leistungsprinzip. Das



«Wir sind die Indianer im eigenen Land»: Senkrechtstarter Zemmour.

ist vorbei. Die Institutionen lösen sich auf, Frankreich gibt sich preis. Man behauptet, wir sässen auf den Schultern des Giganten. Das ist falsch. Napoleons Errungenschaften wurden demontiert. Der Staat versteckt sich hinter den Minderheiten, die Franzosen gehen vergessen.

Weltwoche: Sie sind erfolgreicher Autor, umjubelter Journalist, TV-Star, galten als eine Art Woody Allen der Rechten, immer charmant schmunzelnd, humorvoll, jetzt auf einmal das Stahlbad der Politik. Warum?

Zemmour: Aus Verzweiflung. Seit zwanzig Jahren beschreibe ich den Niedergang Frankreichs, die Abschaffung unserer Zivilisation, die Schwäche der Politik. Vor einem Jahr sagte mir, mitten im Lockdown, mein 23-jähriger Sohn: «Die Diagnose hast du gemacht. Jetzt ist Zeit zu handeln.» Das war nicht der einzige, aber ein wichtiger Auslöser.

Weltwoche: Intellektuelle sind Weltmeister der Worte, der Theorie. Haben Sie auch die praktische Intelligenz des Politikers, im richtigen Moment das Richtige zu tun?

Zemmour: Das habe ich mich lange auch gefragt. Ehrlich gesagt: Ich weiss es nicht, traue es mir aber zu. Präsident Macron ist auch als Quereinsteiger gewählt worden. Der Präsident Frankreichs ist kein Premierminister. Er darf sich nicht in den Details verlieren. Er muss die

grossen Linien ziehen. Und kontrollieren, ob die Regierung in seinem Sinn handelt.

Weltwoche: Warum ausgerechnet Sie?

Zemmour: Weil die Politiker ihre Arbeit nicht machen. Sie lassen es zu, dass Frankreich vor die Hunde geht. Ich hoffte, ich könnte die Politik durch meine Artikel, durch meine Recherchen und Auftritte zum Handeln zwingen. Das ist nicht passiert. Leider. Also musste ich einsteigen. Es gibt dieses Gefühl der Dringlich-

«Der Staat versteckt sich hinter den Minderheiten, die Franzosen gehen vergessen.»

keit, der Notwendigkeit. Niemand macht die Arbeit, die existenziell ist, um Frankreich zu retten. Ich sage das ohne jede Emphase.

Weltwoche: Wie lautet Ihre wichtigste Botschaft?

Zemmour: Gemeinsam müssen wir Frankreich retten. Unsere Zivilisation ist in akuter Gefahr. Es geht um die Existenz. Wir müssen kämpfen, damit Frankreich Frankreich bleibt. Man muss diese einzigartige, eine der brillantesten Zivilisationen der Welt bewahren. Das ist auch im Sinne der Menschheit. Es braucht keinen zweiten Libanon, keinen weiteren muslimischen Kontinent. Die Franzosen werden

enteignet. Man nimmt ihnen ihre Heimat weg. Sie sind bereits heute in vielen Gegenden Fremde im eigenen Land. Vielleicht ist es schon zu spät. Es ist die allerletzte Chance.

Weltwoche: Wie belegen Sie Ihre drastischen Befunde?

Zemmour: Frankreich wird doppelt kolonisiert. Fremde Zivilisationen breiten sich in Frankreich aus und ersetzen die französische. Zweitens kaufen ausländische Konzerne unsere Industrien auf. Beides sind Symptome der Schwäche unseres Staates, des Versagens unserer politischen Elite. Sie tolerieren den Ausverkauf, ja sie treiben ihn durch eine falsche Politik voran. Die Eliten verachten die Franzosen, das Volk. Es gibt nicht mehr die Allianz zwischen den «classes populaires» und der patriotischen Bourgeoisie. Wir Franzosen sind heute die Indianer im eigenen Land, wir fühlen uns wie die amerikanischen Ureinwohner, als die europäischen Invasoren kamen.

Weltwoche: Sie übertreiben.

Zemmour: Leider nein. Wir haben über Vornamen gesprochen. In den französischen Gebieten mit traditionell hoher afrikanischer und muslimischer Immigration haben bereits 85 Prozent der Kinder und Jugendlichen von null bis achtzehn Jahren einen aussereuropäischen Vornamen. Das heisst: Es gibt hier bei den Ausländern kei-



Verlorene Illusionen: Schriftsteller Honoré de Balzac (1799–1850).

nen Willen zur Integration, zur Assimilation. Der Bevölkerungsaustausch ist nahezu abgeschlossen. Etwas besser sieht es dort aus, wo bis jetzt noch wenig Einwanderung aus der muslimischen Welt und aus Afrika stattgefunden hat. Dort sind erst 20 Prozent der Kindernamen aussereuropäisch. Wenn wir das nicht stoppen, wird es Frankreich, wie wir es kennen, bald nicht mehr geben.

Weltwoche: Sie sprechen vom «Selbstmord Frankreichs».

Zemmour: Meine Schule ist die Strasse, die Metro, der Alltag. Frankreich ist nicht wiederzuerkennen. Ein 24-jähriger Mann aus Grenoble erzählte mir, dass er alle zwei Jahre mit schweren Verletzungen ins Spital eingeliefert werde. Er und seine Freunde würden regelmässig von maghrebinischen Banden zusammengeschlagen, ohne Grund. Es ist eine Landnahme im Gang. Die Migrantenerobern unser Territorium. Von innen. Wer sich nicht anpasst, wird verprügelt. Die Behörden schauen zu. Es ist ein Kampf der Zivilisationen, Samuel Huntington hatte recht, und Frankreich unterliegt. Das ist die für mich wichtigste politische Frage. Wie sichern wir die Existenz unseres grossartigen Landes? Natürlich gibt es daneben noch andere Themen materieller Art, die Wirtschaft, aber die Identitätsfrage liegt allem zugrunde. Die Existenz Frankreichs steht auf dem Spiel.

Weltwoche: Sie kritisieren vor allem den Islam. Sie kennen als algerischer Franzose die muslimische Kultur. Kann es keine friedliche Koexistenz, keine Symbiose geben?

Zemmour: Doch, aber zuerst müssen wir das Problem ehrlich aussprechen: Der Islam ist eine totalitäre Religion. Sie ist das Gegenteil Frankreichs, sie ist das Gegenteil Europas. Frankreich ist Freiheit, Gleich-

heit, Brüderlichkeit. Islam ist Unterwerfung, Unterdrückung, Ungleichheit, Herrschaft der Männer, Entrechtung der Frauen, Ausgrenzung der Ungläubigen, Brüderlichkeit nur unter Muslimen. Es gibt keinen Unterschied zwischen Islam und Islamismus, aber es gibt einen Unterschied zwischen dem Islam und den Muslimen. Viele wollen sich vom islamischen Konzept des Kulturkampfes befreien. Sie müssen wir unterstützen.

Weltwoche: Wie soll das gehen?

Zemmour: Viele Muslime wären beglückt, wenn der militante Islam zurückgedrängt würde. Sie sind ja gerade nach Frankreich gekommen, um diese unterdrückerische Zivilisation hinter sich zu lassen, die Korruption, die soziale Kontrolle. Diese Muslime wollen sich des Jochs entledigen, das andere Muslime re-importiert haben. Wir müssen einen Islam einfordern, der mit unserer säkularen Kultur vereinbar ist, einen privaten, bescheidenen Islam des Glaubens, eine Praxis, die nicht auf Eroberung und Unterwerfung abzielt. Der Islam muss sich Frankreich anpassen. Heute ist es umgekehrt. Weil der Staat seine Arbeit nicht macht.

Weltwoche: Plädieren Sie für ein ethnisch homogenes Frankreich?

Zemmour: Nein. An einer Stelle zitiere ich den grossen Historiker Fernand Braudel. Er sagt, man kann das Eigene einbringen in eine komplexe Kultur. Das ist das Ziel der Assimilation. Man reichert das Bisherige an durch das, was ich aus meiner Kultur an Bereicherndem einbringe. Das sage ich als jemand, der selber von aussen kommt mit seinen jüdischen, berberischen und algerischen Einflüssen. Nun aber gibt es einen grossen Unterschied zwischen der Bereicherung einer Kultur und dem Anspruch, eine Kultur zu ersetzen. Genau das aber erleben



Machiavelli der Linken: Präsident François Mitterrand (1916–1996).

wir jetzt. Wir Franzosen werden ersetzt durch eine andere Bevölkerung, durch islamische Zuwanderer mit ihrer phänomenalen demografischen Dynamik.

Weltwoche: Wir wollen Sie das umkehren?

Zemmour: Wir müssen die politischen und juristischen Manifestationen des Islam bekämpfen. Es gibt ein berühmtes Zitat des Anthropologen Claude Lévy-Strauss. Er sprach vom «Recht einer jeden Kultur, sich gegenüber den Werten einer anderen Kultur taub zu stellen». Mir geht es nicht um Herkunft

«Viele Muslime wären beglückt, wenn der militante Islam zurückgedrängt würde.»

und Abstammung, mir geht es um die Verteidigung unserer französischen Werteordnung. Es braucht den Willen zu handeln, aber dieser Wille fehlt. Man muss sich taub stellen können.

Weltwoche: Was bedeutet Frankreich für Sie?

Zemmour: Frankreich zu retten, heisst: die Kultur, die Schönheit, die Literatur, die Freiheit, die Weltoffenheit, den Universalismus unserer Kultur zu bewahren, den Charme der Frauen, die Freiheit und Leichtigkeit der Beziehungen zwischen den Geschlechtern. Frankreich hat einen neuen Lebensstil erfunden, anders als der angelsächsische Puritanismus, aber auch ganz anders als der islamische Puritanismus. Das ist doch nicht so schlecht. (*Lacht*)

Weltwoche: Werden Sie im Wahlkampf nur über das Thema Migration sprechen?

Zemmour: Nein. Ich habe ein Programm der fünf «I»: Identität, Immigration, Islam, *instruction* [Schule], Industrie.

Weltwoche: In den USA gab es einen Politiker, der ähnlich spricht wie Sie, Donald Trump. Er wurde abgewählt. Woran scheiterte Trump?

Zemmour: Trump hat vieles richtig gemacht. Er hat die Migration gebremst. Er hat den Missbrauch des Asylrechts nicht mehr toleriert; er hat illegale Migrantener ausgewiesen oder gar nicht erst ins Land gelassen. Das müssen auch wir tun. Aber Trump tappte in die Falle der Demokraten. Sie haben die Wahlen zu einem Referendum über seine Person gemacht. Anstatt auf den richtigen Grundlagen seiner Politik zu bleiben – Immigration und Industrie –, hat sich Trump als Person zu sehr ins Visier rücken lassen.

Weltwoche: Was die Verteufelung durch ihre Gegner angeht, sind Sie bald so etwas wie der französische Trump?

Zemmour: Ja, das stimmt. Ich bin eine Bedrohung für die Eliten, weil ich die rechten Wähler zusammenbringen könnte gegen die Linken. Ich könnte die von Präsident Mitterrand bewerkstelligte Aufspaltung, die Steri-

lisierung der Rechten überwinden. Deshalb greifen sie mich so an.

Weltwoche: Worin unterscheiden Sie sich von Marine Le Pen?

Zemmour: Frau Le Pen ist die Lieblingsrechte des Establishments. Präsident Macron betet, dass sie mich in der ersten Runde schlägt, damit sie in der zweiten Runde antritt, wo sie keine Chance haben wird. Die Eliten benutzen Frau Le Pen, um das bürgerliche, das patriotische Lager zu spalten. Solange Frau Le Pen die stärkste rechte Kandidatin ist, gewinnt die Linke.

Weltwoche: Interessant.



Grösster Franzose: Napoleon Bonaparte, Kaiser Europas (1769–1821).

Zemmour: Ihr Schweizer seid die Kompromisskönige. In Frankreich inszeniert man den Gegensatz, die Debatte. Aber es gibt auch den Kompromiss. Einer der wichtigsten war die Unterdrückung der Migrationsfrage durch die republikanischen Eliten. Man schob das Migrationsthema dem Front national (FN) zu, um dann den FN einzukapseln im Paria-Status. So eliminierte man das Thema Migration.

«Die Eliten benutzen Frau Le Pen, um das bürgerliche, das patriotische Lager zu spalten.»

Niemand traute sich mehr, darüber zu sprechen. Selbst Frau Le Pen hörte auf, auf dass sie am Tisch der Grossen akzeptiert werde. Meine Ankunft auf der politischen Bühne hat diesen faulen republikanischen Kompromiss aufgesprengt. Ich rede über die existenzielle Migrationsfrage, und seither reden wieder alle darüber.

Weltwoche: Wo liegen die ideologischen Unterschiede zwischen Ihnen und Frau Le Pen?

Zemmour: Frau Le Pen will mit der Elite kuscheln. Sie will bei den Mächtigen gut ankommen. Das ist ihre grosse Schwäche. Sie glaubt nicht an die Zivilisationsauswechslung. Sie hält an der Unterscheidung Islam/Islamismus fest. Frau Le Pen will ihr Image schminken. Sie ist nicht bereit, das Richtige zu tun.

Weltwoche: Welche Qualität muss ein französischer Präsident haben?

Zemmour: Mitterrand sagte, es brauche die Fähigkeit zur Gleichgültigkeit. Das stimmt. Ich würde hinzufügen: Kohärenz, Mut, Entschlossenheit.

Weltwoche: Was halten Sie von Präsident Macron?

Zemmour: Er ist ein Schauspieler. An einem Tag denkt er weiss, dann schwarz. An einem Tag sagt er, es gebe keine französische Kultur, an einem andern Tag besingt er die Fabeln La Fontaines. Heute sagt er: «Putin ist mein Freund», morgen beschliesst er Sanktionen gegen Russland. Macron ist ein Komödiant, der seine Rollen spielt. Er geht mit dem Wind. Überzeugungen erkenne ich bei ihm nicht. Seinen Ansagen folgen keine Taten. Im Wahlkampf gibt er vor, auch er wolle die Migration bekämpfen, aber dann kommt nichts. Keine Kohärenz, keine Konstanz: Das ist Macron. Für ihn gibt es keine Tradition, keine Geschichte, keine Nation, kein Volk. Für ihn zählt nur das losgelöste Individuum, das konsumierende freischwebende Ich.

Weltwoche: Macht es Ihnen Spass, in der Kampfzone unterwegs zu sein?

Zemmour: Ja. Es ist ein Vergnügen, aber es ist auch anstrengender geworden. Das System hat sich gegen mich verbündet. Im Elysée geben sie die Stalin-Befehle gegen mich aus. Und ich schule – mit Mitterrand – meine Fähigkeit zur Gleichgültigkeit. (*Lacht herzlich*)

Weltwoche: Was machen Sie in Genf?

Zemmour: Es gibt hier viele Franzosen, Unternehmer, Wohlhabende, die vor der Politik geflohen sind. Die Stimmen dieser Franzosen im Ausland sind wichtig. Eben war ich in London. Auch dort sprach ich vor Franzosen. Zudem: Ein Wahlkampf kostet viel Geld. Ich muss grosse Säle mieten. An meine Veranstaltungen kamen zuletzt über 7000 Menschen. Es geht auch darum, meine Wahlkampfkasse zu füllen.

Weltwoche: Haben Sie die Proteste überrascht? Die Stadtregierung wollte Sie am Auftreten hindern.

Zemmour: Leider hat sich Stadtpräsidentin Frédérique Perler der linken Intoleranz unterworfen. Man predigt die Meinungsvielfalt, um sie zu verbieten. Man wirft mir vor, ein «Spalter» zu sein. Dabei ist die Demokratie doch die Staatsform der organisierten Spaltung, der Debatte, des Meinungsstreits. Auch in Frankreich breiten sich die totalitären Kreise aus, die nicht mehr diskutieren wollen. Das ist das Ende der Demokratie.



Existenzfrage: Kulturforscher Claude Lévi-Strauss (1908–2009)

Weltwoche: Die Schweiz ist mit ihrem Kantönligeist in vielerlei Hinsicht das Gegenteil des zentralistischen Frankreich. Was kann Frankreich von der Schweiz lernen?

Zemmour: Die Schweiz hat vieles besser gemacht. Ihre Schulen sind besser, weil die Zentrale weniger zu sagen hat. Sie haben strengere Einwanderungsgesetze, keine automatische Einbürgerung von Personen, die hier geboren

«Die Schweizer beeindrucken mich, weil sie ihre Kultur, Demokratie, ihre Unabhängigkeit verteidigen.»

sind. Das will ich für Frankreich übernehmen. Die Schweizer beeindrucken mich, weil sie ihre Kultur, ihre Demokratie, ihre Souveränität, ihre Rechtsordnung gegen die Europäisten und die Globalisten verteidigen. Ich werde in Frankreich versuchen, dem Volk mehr direkte Demokratie und damit seine Stimme zurückzugeben. Sollte ich gewählt werden, gibt es eine Volksabstimmung über die Migration. Wir haben eine andere Tradition als die Schweiz, aber schon General de Gaulle erkannte, dass die direkte Demokratie ein wirksames Instrument gegen die Dummheiten der Elite sein kann.

Weltwoche: Zentralistische Staaten brauchen Genies. Die Schweiz funktioniert auch so.

Zemmour: Stimmt, aber die Franzosen haben von De Gaulle bis heute zum Glück stets kluge Präsidenten gewählt. Es war kein Zufall, dass Macron Frau Le Pen besiegte. Das Volk entschied sich für den Intelligenteren.

Wo ist all das Leben hin?

Das Leben ist nicht dazu da, um sich vor ihm in Sicherheit zu bringen.

Ich rückte den Barhocker zu-
recht, lehnte mich mit den
Unterarmen auf den Tresen,
legte meinen Bleistift und mein
Notizbuch parat und bestellte
einen Wodka. Draussen versank
gerade das Grau des Tages in ein
sternenloses Schwarz. Im Kamin
züngelten Flammen gegen ihr
Erlöschen an, von der Decke fiel
müde dämmriges Licht, und Dex-
ter Gordons Saxofon gab allem
einen Ton. Ich wollte allein sein
und doch unter Menschen, wollte
ein paar Gedanken einfangen, be-
vor sie für immer gingen wie die
Flammen im Kamin.

Ich wollte über das Meer nach-
denken, das mir immer noch die
letzte Zuflucht war in diesen
paralysierten Zeiten, die nicht
aus ihren Wellentälern zu kom-
men scheinen. Wollte mich in der
Zeitlosigkeit dieser Bar mit dem
Wodka hinschwemmen zu jenem
Morgen, als ich auf der Fähre von

Italien nach Griechenland morgens um sechs
allein an Deck war und das Licht sich die Welt
zurückeroberte und ich, einfach gesagt, für die
Dauer, die eine Welle braucht, um ins Tal zu
sinken und wiederaufzustehen, im Einklang
war mit allem. Vielleicht nie in diesem zu Ende
gehenden Jahr habe ich mehr Leben in mir ge-
spürt als an diesem Morgen.

Ich nahm mir vor, dieses Gefühl mitzu-
nehmen an all die Küsten und zu all den Klip-
pen meiner Existenz, weil es mich tragen
würde durch all die Stürme der Zeit, aber es
gelang mir nicht. Weder in der Liebe noch im
Rausch noch auf dem Golfplatz. Das mochte
daran liegen, dass ich viel besser mich selbst
lieben kann als andere, dass mein Golfspiel zu
inkonstant ist, um mir Ruhe zu vermitteln, und
dass eine Fähre auf dem Vierwaldstättersee nie
wirklich vom Land wegkommt.

Wo ist all das Leben hin?, fragte ich mich.
Nicht nur meines, unseres. Wo ist seine



Warum kapitulieren vor den Wellen?

Leichtigkeit, seine Fröhlichkeit, seine Los-
gelöstheit? Warum verschanzen sich die Leute
wieder, gehen nicht mehr in Restaurants, son-
dern nur noch zur Arbeit und von dort wieder
nach Hause?

Warum kapitulieren sie vor den Wel-
len? Warum stemmen sie sich nicht da-
gegen, sagen sich in shakespearescher Manier,
dass jeder von uns Gott einen Tod schuldet
und dass, wenn das Leben Theater ist: dann
such dir eine Rolle aus, die dir so richtig Spass
macht? Warum nicht leben, allem zum Trotz?
Und warum nicht lieber mit wehender Fahne
untergehen als sein Fähnchen in der Ecke der
Wohnung verkümmern lassen? Warum immer
dieses Aufschieben, diese Zuflucht ins Später,
wo man doch weiss, dass das Hier und Jetzt die
Bühne des Seins ist?

Wahrscheinlich rührt daher die aufkeimende
Verzweiflung allerorten; dass schon ein zwar

heimtückisches, aber im Ver-
gleich mit Ebola etwa doch ver-
hältnismässig harmloses Virus
eine Zivilisation derart in ihren
Krisenmodus drängt, dass sie das
Lebendige suspendiert, um es zu
schützen. Als ob man Leben tief-
kühlen könnte und es wieder auf-
tauen, wenn die Zeit gekommen
zu sein scheint. Was ich sagen will,
ist im Grunde, dass die Sehnsucht
nach Normalität inzwischen zu
anormalem Verhalten geführt
hat.

Natürlich, ich will auch nicht
in irgendeiner Intensivstation
intubiert werden und wochen-
lang auf dem Bauch liegen müs-
sen, aber ich will auch leben, und
zwar ohne dass mich die Angst im
Nacken gebückt gehen lässt oder
überhaupt nicht mehr. Ich will
das Lachen hören und das Wei-
nen auch, ich will Verzweiflung,
die Wut hervorbringt und nicht
Kapitulation, ich will, dass wir

dem Virus einen Tritt verpassen und nicht es
uns.

Leben hat seinen Preis, Leben, um mal wieder
diese kästnersche Weisheit zu erwähnen,
ist lebensgefährlich, aber das Leben ist immer
noch da, um es zu leben, und nicht, um sich
davor in Sicherheit zu bringen, wenn es gera-
de ein paar Krallen zeigt. Das in letzter Zeit oft
zitierte Recht auf Freiheit ist auch nichts an-
deres als ein Recht auf Leben, aber wir müssen
natürlich schon leben, um von diesem Recht
überhaupt Gebrauch zu machen.

Ich bestelle mir jetzt noch einen Wodka, höre
auf, all diese etwas unstringenten Gedanken in
meinem Notizbuch festzuhalten, und rufe laut
in die Welt: «Kommt her zu meiner Bar, setzt
euch hin, ich gebe einen aus, und dann stossen
wir an auf den Tod und leben ein wenig. Das
ist besser, als auf das Leben anzustossen und
dabei zu sterben.»



VIP-Arrangement «Giardino Mountain» St. Moritz? Jetzt erst recht!

Mondäner Luxus oder wilde Berge? Das «Giardino Mountain» bietet das Beste aus beiden Welten. Es ist Basislager und Rückzugsort in einem – und somit perfekt für Abenteurer und Geniesser.

Umgeben von Wäldern und Bergseen, thront das «Giardino Mountain» zwischen den Gipfeln des Corvatsch und der Corviglia auf fast 2000 Metern über Meer. Das Ensemble aus sieben Engadiner Häusern wurde 2011 aufwändig restauriert und als modernes Designhotel wiedereröffnet. Resultat: fünf Sterne, drei Restaurants, ein Spa sowie Sonnendeck und Bar-Lounge.

Historische Mauern und zeitgemässes Interieur – jedes Zimmer hat seinen Charakter und manches einen sensationellen Ausblick. Naturbelassene Hölzer, helle Farben, bunte Stoffe: Der moderne Alpen-Chic lädt zum Wohlfühlen ein.

Mit dem «Ecco» beherbergt das Resort eines der besten Restaurants in St. Moritz; ausgezeichnet mit 2 Michelin-Sternen und 18 Punkten vom «Gault Millau». Das «Hide & Seek» mit ayurvedisch inspirierter Küche und die rustikale «Stüva» sorgen für Abwechslung vom Frühstück bis zum Dinner.

Ob Pool, Sauna, Fitness, Massagen oder Kosmetik: Im «dipiù Spa» können sich Körper und Geist entspannen. Klassische und therapeutische Massagen, ayurvedische Behandlungen und eine eigene Pflegelinie garantieren Wellness pur.



Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Arrangement im «Giardino Mountain», Champfèr-St. Moritz

Leistungen:

- 1 Übernachtung im Doppelzimmer für zwei Personen
- Willkommensgetränk und VIP-Amenity bei Anreise
- 1 Flasche Prosecco bei Anreise
- Frühstücksbuffet
- Halbpension im Restaurant «Hide & Seek» oder in der «Stüva»
- Freier Zugang zum «dipiù Spa»
- Ein Skipass pro Person/Aufenthalt
- Transfer zwischen Bahnhof und Hotel

Preise:

Für zwei Personen im DZ pro Nacht:

Anreise Sonntag bis Donnerstag:

Fr. 720.– (statt Fr. 930.–)

Anreise Freitag und Samstag:

Fr. 820.– (statt Fr. 1050.–)

Buchung:

Innerhalb des Angebotes sind beliebig viele Nächte buchbar. Reservieren Sie Ihr Arrangement unter Tel. 0800 333 313 oder per E-Mail an reservation@giardino.ch. Bitte Kennwort «Weltwoche» angeben. Das Kontingent ist limitiert.

Buchbar nach Verfügbarkeit:
17. bis 24. Dezember 2021 und
9. Januar bis 11. Februar 2022

Veranstalter:

Giardino Group AG, Zürich
giardinohotels.ch/st-moritz

www.weltwoche.ch/platin-club

Iran baut auf Bidens Schwäche

Viele im Westen setzen ihre Hoffnungen auf eine Renaissance des Atom-Abkommens mit dem Iran aus dem Jahr 2015, das Trump aufgekündigt hat. Dies beflügelt die Delegation aus Teheran. Sie ist mit einem knallharten Forderungskatalog zu Verhandlungen nach Wien gereist, den US-Präsident Joe Biden eigentlich rundweg ablehnen müsste.

Der Iran will nicht über ein Ende der nuklearen Aufrüstung diskutieren, sondern verlangt ein Ende der Sanktionen und der Strafmassnahmen ohne Gegenleistungen. Zweitens soll Washington versprechen, dass künftige US-Regierungen nie wieder Sanktionen erlassen werden.

Die frisch gewählten Hardliner in Teheran wittern Bidens Schwäche. Sie behandeln die Vereinigten Staaten so despektierlich, als wären sie eine verbrauchte Kraft. Ent-



«Weniger für weniger»: Ebrahim Raisi.

sprechend arrogant tritt die Delegation an den Gesprächen auf, die am Montag begonnen haben.

Biden hat Teheran zwar gewarnt, die USA würden eine nukleare Aufrüstung der Islamischen Republik nicht zulassen. Aber jetzt gibt er sich trotz den mehrfachen Affronts der Iraner konziliant, manche würden sagen naiv. Israel und mehrere Staaten am Persischen Golf befürchten, dass sich Washington zu einem Atomabkommen überreden lassen könnte, das im Mittleren Osten als «less for less» bezeichnet wird, «weniger für weniger». Der Westen würde einen Teil der Sanktionen aufheben. Der Iran müsste sich lediglich verpflichten, das Atomprogramm einzufrieren, es aber nicht zurückzufahren. Damit könnten die Ajatollahs weiter auf die Massenvernichtungswaffe setzen, ohne dafür von der internationalen Gemeinschaft gerügt oder gar bestraft zu werden.

Pierre Heumann

PERSONENKONTROLLE

Berset, Moser, Aebi, Kälin, Nussbaumer, Vogt, Fuchs, Tarmann, Clinton, Penny, Prinz Charles, Mason



Kurzes Gastspiel: Hans-Ueli Vogt.



Comeback im Krimi: Hillary Clinton.

Alain Berset, Fantast, hat knapp zwei Tage nach Annahme des Covid-19-Gesetzes die erwarteten Verschärfungen angekündigt. Eine hat es ganz besonders in sich: So soll für private Treffen ab elf Personen künftig ebenfalls eine Zertifikatspflicht eingeführt werden. Das ist schon fast wieder witzig. Wie will der SP-Bundesrat das kontrollieren? Oder müssen wir am Weihnachtsabend damit rechnen, dass Polizisten an der Haustüre klingeln, um Personenkontrollen durchzuführen? Hallelujah! (hmo)

Tiana Angelina Moser, EU-Turbine, kann es nicht lassen. Die GLP-Fraktionschefin will den Bundesrat per parlamentarischer Initiative zwingen, Verhandlungen mit der EU über ein Rahmenabkommen zu führen. Ihren entsprechenden Vorstoss solle das Parlament unbedingt noch in dieser Wintersession behandeln, findet sie. Nationalratspräsident **Andreas Aebi** (SVP) gab in der Vorbereitungssitzung des Ratsbüros aber den Ausschlag, dass Mosers Idee nicht traktandiert wurde. Doch nun ist Aebi nicht mehr Präsident. Neu leitet die grüne Nationalrätin **Irène Kälin** die grosse Kammer. Mit **Eric Nussbaumer** (SP) ist ein weiterer EU-Turbo zum zweiten Vizepräsidenten gewählt worden. Es ist also wahrscheinlich, dass Moser einen neuen Anlauf nimmt. (hmo)

Hans-Ueli Vogt, Ersatz, hatte diese Woche einen wichtigen Termin. Der homosexuelle SVP-Nationalrat traf sich als Co-Präsident mit anderen Parlamentariern zur ersten Sitzung der neugegründeten parlamentarischen Gruppe LGBTI. Die neun Gründungsmitglieder diskutierten am Mittwochmorgen bei Kaffee und Gipfeli «aktuelle LGBTI-Fragen», wie es in der Einladung hiess. Gleichzeitig sucht die Gruppe nach Verstärkung und lädt die National- und

Ständeräte ein, ebenfalls mitzumachen. Der Aufruf ist nötig. Denn Ersatz braucht es schon jetzt: Für Vogt war es das letzte Treffen. Ende Jahr tritt der Zürcher aus dem Nationalrat zurück. (odm)

Thomas Fuchs, Organisator, musste einen Dämpfer einstecken. Der SVP-Präsident der Stadt Bern wollte im neueröffneten Restaurant «Malso» im Postparc das Weihnachtessen durchführen. Die Beiz wird von drei Damen geführt. Eine von ihnen, **Rebecca Tarmann**, die nebenbei bei Swiss-Ski tätig ist, liess die SVP Bern jedoch wissen, dass sie in ihrem Lokal nicht erwünscht sei. Einen triftigen Grund konnte Tarmann nicht nennen, als Radio Energy sie vor einigen Tagen damit konfrontierte. Das sei halt so und basta, gab sie lapidar zu verstehen. Gut, gibt es freundlichere Gastwirte in Bern. (hmo)

Hillary Clinton, Debütantin, enthüllt, wie sie sich sieht. Ihr Alter Ego im gemeinsam mit der Krimiautorin **Louise Penny** verfassten Erstlings-Thriller ist «für ihr Alter gutaussehend» und hat «intelligente» Augen. Umgeben ist die fiktive Aussenministerin von dummen, intriganten Männern und starken, klugen Frauen. Sorgen muss sich nur Ehemann Bill machen: Er kommt in «State of Terror» gar nicht vor, weil er schon tot ist. (ky)

Prinz Charles, Aspirant, sieht mit eigenen Augen, wie sein künftiges Reich schrumpft. Im Auftrag seiner Mutter nahm der britische Thronfolger an Feierlichkeiten teil, mit denen die Karibikinsel Barbados Abschied von der Queen nahm und sich zur Republik erklärte. Erste Präsidentin wird die letzte Vertreterin der Königin: Generalgouverneurin Dame **Sandra Mason**. Den Adelstitel hat sie natürlich von der Queen. (ky)

Ihr Immobilienraum?



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8955 **Oetwil a.d.L.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'651'000.-, Bezug ab Winter 2022/23
www.erlenkoning.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
«Durch Rekurse von vier Nachbarn blockiert»
www.soley-birchwil.ch



3 Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Miete ab 2'750.- p/Mt., NK 190.-, Bezug nach Verein.
www.loft-neugut.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis CHF 1'516'000.-, Bezug ab Herbst 2022
www.glattwies.ch



5 ½ und 6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8457 **Humlikon**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
«Gemeinde mit 6 DEFH überfordert, 9 Wochen für die Vorprüfung!»
www.immobilientraum.info



3 ½ Zi. Eigentumswohnung
8472 **Seuzach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis CHF 905'000.-, Bezug ab Sommer 2022
www.birch-seuzach.ch



4 ½ - 5 ½ Zi. Mietwohnungen
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Mietpreis auf Anfrage, Bezug ab Februar 2022
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8308 **Illnau**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 1'136'000.-, Bezug auf Anfrage
www.vistacasa.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8458 **Dorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, L. Garcia Navarro 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8904 **Aesch**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis «Publikation beendet 18.11.21»
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach/ZH**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 668'000.-, Bezug auf Anfrage
www.schmiedgass.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8136 **Thalwil-Gattikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis «Publikation beendet 23.09.21»
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
«Denkmalpflege Winterthur verhindert eine zonenkonforme Überbauung»
www.immobilientraum.info



3 ½ - und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8370 **Sirmach**, Paul Späni. 052 338 07 09
Preis ab CHF 572'000.-, Bezug auf Anfrage
www.vistadelse.ch



5 ½ Zi. Reihen-Einfamilienhäuser
8913 **Ottensbach**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ - 6 ½ Zi. DEFH
8127 **Aesch-Maur**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.chridlerpark.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8310 **Grafstal**, L. Garcia Navarro 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8910 **Affoltern a. A.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'071'000.-, Bezug auf Anfrage
www.solevista.ch



3 ½ Zi. Gartenwohnung
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis CHF 1'104'000.-, Bezug Frühling 2022
«Sorry, letzte Einheit reserviert»
www.leuberg.ch



Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?
Melden Sie sich bei unserem Chef 👍
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder per Telefon 052 235 80 00.



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
«Durch Rekurs eines Nachbarn und eines Anstössers blockiert»
www.immobilientraum.info

Alle Objekte im Überblick:
www.immobilientraum.info

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner.+

You Tube **f**

Zürcherstrasse 124 Postfach
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an der folgenden
Immobilienmesse teil:



SVIT Immobilien-Messe in Zürich
18. - 20. März 2022, Kongresshaus

Stand November 2021

MÖRGELI

Das Leben einer Diskriminierten

«Wir Frauen haben jeden Tag einen Grund zum Streiken», rief eine empörte Irène Kälin am 1. Mai. Skandalös stehe es um die Gleichstellung und die Lohngleichheit. Es herrsche «geschlechterbedingte Ungerechtigkeit». Weiter wettete Kälin laut *Aargauer Zeitung*: «Solange eine Frau diskriminiert wird, weil sie eine Frau ist, solange muss der Missstand benannt, dagegen gekämpft werden.» Jetzt wurde die kämpferische Grüne Nationalratspräsidentin. Und reklamierte sofort wegen «Vereinbarkeitsproblemen» als Mutter.

Man darf sich wundern, wenn die höchste Schweizerin über Diskriminierung und Ungleichheit lamentiert. Glaubt sie im Ernst, sie sässe heute auf diesem Stuhl, wenn sie nicht eine junge Frau von 34 Jahren wäre? Meint Irène Kälin wirklich, ein Mann in ihrem Alter mit ihrem Leistungsausweis hätte das auch geschafft? Ist ihr Jahreslohn von 170 000 Franken für ein Nebenamt diskriminierend? Wo bleibt die Diskriminierung, wenn sie rund um die Uhr einen Dienstwagen mit Chauffeur kommandiert? Zudem amtiert Kälin als gutbezahlte Präsidentin des kantonalen Gewerkschaftsdachverbands. Und als gutbezahlte Präsidentin des Dachverbands der sozialen und beruflichen Integration.

«Wenn man nichts fordert, wird nichts besser», so die neue Parlamentspräsidentin der Eidgenossenschaft: «Wir wollen das Stück vom Kuchen, das uns zusteht.» Ihr steht ziemlich alles zu. Mit 22 war Irène Kälin Grossrätin, mit 27 Vizepräsidentin der Grünen Schweiz, mit 30 Nationalrätin. Irgendetwas qualifizierte die Islamwissenschaftlerin auch als Sekretärin der Baugewerkschaft Unia.

Nach ihrer Wahl dankte Irène Kälin den Magistraten und Bürokraten. Den «geehrten Gästen aus Oberflachs». Dem «Herrn Gemeinbeschreiber». Vielen namentlich genannten nahestehenden Personen. Allen abwesenden «Lieblingsmenschen». Dem Amtsvorgänger Andreas Aebi, einem «Freund fürs Leben». Dem «herzallerliebsten» Sohn Elija. Nur dem Vater ihres Kindes, ihrem Lebenspartner, dankte die diskriminierte Irène Kälin nicht. Wenn einer sich diskriminiert fühlen muss, ist es Werner De Schepper.

Christoph Mörgeli

Problemfall Moral

Christoph Blocher verurteilt gern den Moralismus. Aber nur da, wo es ihm passt, wie das Beispiel Bührle zeigt.

Yves Demuth

Der Streit um die Sammlung Bührle im Kunsthaus Zürich sei ein Auswuchs der moralistisch verseuchten Gesellschaft, argumentierte Christoph Blocher in der letzten *Weltwoche* («Problemfall Staatskunstmuseum»).

Mit Blick auf das Fluchtgut, das möglicherweise an den Wänden des Kunsthauses hängt, sagte Christoph Blocher im Wesentlichen: Was damals Recht war, könne heute nicht Unrecht sein. Es sei verwerflich, jemandem Eigentum streitig zu machen, weil dieser «nach Meinung der Moralisten in seinem Leben unmoralisch gehandelt hat».

Schon damals Unrecht

Am interessantesten an Christoph Blochers Essay sind indes die Auslassungen. Vergessen hat er etwa, dass Emil G. Bührle in den Nachkriegsjahren von Zwangsarbeit durch Schweizer Heimkinder profitierte. Das war bereits damals Unrecht. Wird jedoch heute noch immer teilweise als Recht betrachtet.

Als Verwaltungsratspräsident und Eigentümer der Spinnerei und Weberei Dietfurt AG beschäftigte Emil G. Bührle ab 1941 im Toggenburg Hunderte Mädchen, die Fürsorgebehörden gegen ihren Willen dorthin schickten. Flüchteten sie, kam die Polizei. Der Nutzniesser der Entrechtung der «administrativ Versorgten» durch den Staat war der Bührle-Konzern (*Beobachter*, 26. August 2021).

Das internationale Übereinkommen über Zwangs- oder Pflichtarbeit untersagte in der Schweiz die wirtschaftliche Ausbeutung durch Privatfirmen zwar bereits 1941. Zumindest wenn das ohne Gerichtsurteil geschah. Doch der Zeitgeist hielt sich nicht ans Gesetz. Die Moral war stärker.

Die Moralisten von damals glaubten etwa, es sei legitim, unverheirateten Eltern die Kinder wegzunehmen und sie mit sechzehn Jahren in Arbeiterinnenheime zu stecken – ohne Rekursmöglichkeit.

Ein Unrecht. Schweizerinnen, die als Minderjährige in der Bührle-Spinnerei in-

terniert waren, erhalten deshalb einen «Solidaritätsbeitrag» in der Höhe von 25 000 Franken. Vom Steuerzahler. Denn gemäss Bundesgesetz über die Aufarbeitung der fürsorglichen Zwangsmassnahmen und Fremdplatzierungen gilt «wirtschaftliche Ausbeutung durch Fehlen einer angemessenen Entlohnung» als entschädigungspflichtig.

Private Ausbeutungs-Profiteure

Der Staat bezahlt also heute für das Unrecht von einst, nicht aber die privaten Ausbeutungs-Profiteure, etwa die Erben Emil G. Bührles. Der *Beobachter* will das ändern. Denn bei der Aufarbeitung der Schweizer Zwangsarbeit für die Schweizer Industrie darf nicht gelten: die Kosten dem Staat, die Gewinne privat.

Yves Demuth ist Redaktor des *Beobachters*. Hinweise zum Thema bitte an zwangsarbeit@beobachter.ch



Reha-Klinik Nationalbank

Jordan und Zurbrügg: Beide lassen den Euro in den Keller sausen. Zum Schaden der Schweiz.



Jedes Jahr listet die Zeitschrift *Bilanz* auf, wer gegenwärtig zu den 300 Reichsten der Schweiz gehört. Die Quote der Ausländerinnen und Ausländer ist höher als an der Zürcher Langstrasse. Das stört die SVP nachweislich nicht. Auch und obwohl viele stinkreiche Ausländerinnen und Ausländer in vielen Kantonen auch noch zum Vorzugstarif pauschal besteuert werden.

Die Vermögen unserer Superreichen stiegen im letzten Jahr, stiegen somit mitten in der Covid-Seuche um mehr als 16 Prozent auf 816 Milliarden Franken. Der Freiheitstrychler Ueli Maurer will die Profiteure dieser Seuche steuerlich noch mehr entlasten.

Die Schweizerische Nationalbank verfügt über ein Vermögen von mehr als 1000 Milliarden Franken. Wenn man die 300 Reichsten entschädigungslos zugunsten des Staates enteignen würde, ergäbe dies weniger Geld, als in den Schatztruhen der Nationalbank schlummert. Nur wollen wir das grossmehrheitlich immer noch nicht wahrhaben.

Um die Gemüter vorbeugend zu beruhigen, schüttet die Nationalbank etwas mehr Geld aus ihrer Portokasse an Bund und Kantone aus. Diese verwenden den *Chlüder* nicht, um soziale und ökologische Investitionen hochzufahren. Nein, sie entlasten damit – wie die Gewerkschaften nachgerechnet haben – die Reichen und die Stinkreichen. Die Spirale dreht sich in die falsche Richtung.

Zum Dessert lässt die Nationalbank auch noch den Euro in den Keller sausen. Ein Euro ist jetzt nicht einmal mehr Fr. 1.05 wert. Das ist gut für die Reichen und ihre Banken und schlecht für die Exportwirtschaft und den Tourismus.

Leider gibt es zurzeit weder von rechts noch von links gross Kritik an der Nationalbank. Warum, verstehe ich nicht.

Erstens brauchen wir mehr als drei Mitglieder im Direktorium. Erst recht, nachdem die beiden Herren – Professor Dr. Thomas J. Jordan und Dr. Fritz Zurbrügg – wegen Stress in den letzten Monaten je einen Herzinfarkt erlitten haben. Und sich schonen müssen. Wir brauchen in Zürich und Bern keine Multi-Site-Reha-Klinik. Dafür hat die Nationalbank zu viel Macht.

Zweitens müsste eine aufgestockte und retrogefittete Direktion ihre Beratungen öffentlich

Der Freiheitstrychler Ueli Maurer will die Profiteure dieser Seuche steuerlich noch mehr entlasten.

machen. So wie dies etwa in den USA der Fall ist.

Drittens könnte und müsste die Nationalbank subito einen Mindestkurs von Fr. 1.10 durchsetzen. Dies im Interesse des Arbeitsplatzes Schweiz.

Viertens wäre es Aufgabe der Nationalbank und aller ihrer Analysten und Spindoktoren, in einen schnellen und intelligenten ökologischen Umbau der Schweiz zu investieren. Und so für Wachstum zu sorgen.

Wir leben in hochturbulenten Zeiten und können uns eine herzkrankte Nationalbank nicht leisten.

Das Wochenende deutet an, in welche Richtung sich die Schweiz zu entwickeln scheint. Den Ge-

werkschaften gelang mit der Pflegeinitiative erstmals ein entscheidender Durchbruch. Sie können Sozialabbau nicht nur mittels Referenden verhindern, sondern neu die Sozialleistungen auch voranbringen. Die Mehrheit der Schweizerinnen und Schweizer sind nicht nur für die Impfpflicht. Nein, sie haben auch das Covid-Gesetz mehr als klar angenommen. In Basel gab es eine Mehrheit für mehr Mieterschutz. Im Kanton Zürich dürfen neu keine Öl- und Gasheizungen mehr eingebaut oder erneuert werden. Und die Städte Zürich und Winterthur stellten die Weichen auf klimaneutral und autofreier.

Die SVP hat, wenn ich das richtig überblicke, flächendeckend alle Abstimmungen verloren. Sie macht bei den Urnengängen erfolgreich weniger Stimmen als die Juso. Irgendetwas stimmt da nicht mehr.

Früher oder später werden linke Volksinitiativen den 1000-Milliarden-Schatz der Nationalbank zu knacken versuchen. Etwa um höhere AHV-Renten zu finanzieren. Oder um endlich zu verhindern, dass Krankenkassenprämien die Haushalte pro Jahr mit mehr als 10 Prozent ihrer Einnahmen belasten.

Geht alles problemlos, denn Fredy Gantner hat uns ja schon vorgerechnet, dass er mit der Billion der Nationalbank jedes Jahr 50 Milliarden Franken Ertrag erwirtschaften könnte. Das sind 5 Prozent. Verglichen mit den 16 Prozent der 300 Reichsten scheint das wenig. Aber immerhin.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Corona: Das Ende der Pandemie ist nah

Erwartungsgemäss steigen mit der kalten Jahreszeit die Fallzahlen.

Doch nach allen bisherigen Erkenntnissen verliert das Virus an Gefährlichkeit. Die Impfung wirkt.

Beda Stadler

Omikron — Alle paar Monate rast die Schreckensnachricht von einer neuen Variante um den Erdball und löst Aktivismus aus. Tatsache ist: Erkältungsviren, zu denen auch das Coronavirus gehört, mutieren permanent. Eine Sensation wäre es, wenn sie es nicht mehr täten. Noch wissen wir zu wenig von der auf den Namen «Omikron» getauften Variante (anfänglich war von einer Ny-Variante die Rede, doch das klang wohl etwas gar mickrig), um verlässliche Prognosen zu machen. Angeblich soll sie viel leichter übertragbar sein, was durchaus denkbar wäre; baut man auf die Erfahrungen, dürfte sie allerdings auch weniger gefährlich sein. Von den zahlreichen Mutationen, die bei solchen Viren ständig entstehen, sehen wir nur jene, die ihnen einen evolutionären Vorteil verschaffen. Sind mehrere Mutantenstämme im Umlauf, gewinnt jener, der mehr Menschen anstecken kann – wenn er eine Grundimmunität bewirkt, schützt er uns aber auch gegen den gefährlicheren Stamm.

Virus — Sars-CoV-2 ist kein neues Virus. Bereits für die ersten Tests wurde ein bestehender Antikörper verwendet, der gegen Sars-CoV-1 entwickelt worden war. Das Immunsystem hat also eine bereits vorhandene Struktur erkannt. Noch wichtiger ist die Tatsache, dass die Gefahr einer schweren Erkrankung mit der wohlbekannten Abnahme der Immunkompetenz im Alter korreliert. Eine Reihe guter Publikationen zeigt, dass diese Grundimmunität gegen die Corona-Erkältungsviren in der Normalbevölkerung und besonders bei Kindern vorhanden ist.

Risikogruppen — Das Medianalter der an oder mit Covid-19 Verstorbenen beträgt in der Schweiz aktuell 86 Jahre (Hospitalisierungen: 72 Jahre), wobei 98 Prozent (Hospitalisierte: 84 Prozent) an mindestens einer Vorerkrankung litten. Die Gruppe der über 65-Jährigen ist zu rund 90 Prozent geimpft. Dass die Zahl der Hospitalisierungen und Todesfälle in diesem Herbst bislang nicht im gleichen Mass angestiegen ist wie die Fallzahlen, weist darauf hin, dass die Impfung wirkt.

Impfdurchbrüche — Ich ärgere mich ständig über diesen Begriff, weil es keine Impfung gibt, die zu 100 Prozent wirkt. Bei älteren Menschen oder immunkompromittierten Patienten ist es ganz normal, dass sich das Immunsystem schwer damit tut, eine starke Immunantwort aufzubauen. Wenn fünf Millionen Schweizer geimpft sind, bedeutet ein 90-prozentiger Impfschutz, dass 500 000 Geimpfte möglicherweise erkranken. Derzeit war rund die Hälfte der Verstorbenen geimpft. Wenn bei 10 Pro-

*Ob es uns gefällt oder nicht:
Früher oder später werden wir uns
alle mit einer Mutante anstecken.*

zent der Ungeimpften gleich viele sterben wie bei den 90 Prozent Geimpften, heisst dies: Geimpfte haben ein neunmal geringeres Risiko zu sterben. Also genau wie prognostiziert.

mRNA-Impfung — Diese Hightech-Methode hat sich als unglaublich effizient erwiesen. Gerade weil sie sehr präzise wirkt – indem sie die Bildung von IgG-Antikörpern im Körper provoziert, ohne ihm eine Infektion vorzutauschen –, schützt diese Impfung zwar gegen einen schweren Verlauf, doch sie hemmt eine Ansteckung mit dem Virus und seine Weiterverbreitung nur bedingt. Es hängt damit zusammen, dass das Virus hauptsächlich über die Schleimhaut des Atemtrakts in den Körper eindringt. In der ersten Abwehr wären aber IgA-Antikörper gefragt. Sollte jedoch eine neue, gefährlichere Mutante entstehen, könnten mRNA-Impfstoffe viel rascher angepasst und produziert werden als traditionelle.

Impfobligatorium — Ich mache mich seit zwanzig Jahren unbeliebt mit der Forderung nach einem Impfobligatorium für bestimmte Berufsgruppen wie Pflege- oder Gefängnispersonal. Spitäler oder Gefängnisse sind keine Orte, die man freiwillig aufsucht; die Betroffenen haben ein Recht auf Schutz. Dass es für gewisse Berufe bestimmte Einschränkungen gibt, ist nichts Neues; so hat kaum jemand etwas an einem absoluten

Alkoholverbot für Berufsschauffeure oder Piloten auszusetzen. Eine allgemeine Impfpflicht hingegen ist erstens nicht durchsetzbar, und zweitens würde sie epidemiologisch wenig bringen, da sie keine Priorisierung hat und somit höchstens die Verbreitung des Coronavirus verlangsamen würde, bis sich eine Herdenimmunität bildet.

Booster — Wie die Erfahrung zeigt, sinkt der Antikörper-Titer der Corona-Impfungen nach einer bestimmten Zeit. Das ist weder überraschend noch neu. Sofern ein Impfstoff nicht über lange Zeit in unserem Körper verbleibt, wie das etwa bei der Polioimpfung der Fall ist, muss nachgedoppelt werden. Antikörper werden nur gebildet, solange unser Immunsystem stimuliert wird. Sie haben eine Halbwertszeit von rund vierzig Tagen. Würde dem nicht so sein, hätten alle diese Antikörpermoleküle nicht genügend Platz in unseren Körperflüssigkeiten. Deshalb bilden wir Gedächtniszellen, die rasch reagieren können, was man eben eine Booster-Antwort nennt. Bei älteren Menschen lässt diese schneller nach. Diese zu testen, ist sehr aufwendig und teuer. Es ist deshalb vernünftig, Risikopatienten gemäss den üblichen Kriterien nach einer bestimmten Zeit zu «boostern».

Behandlung — Vielleicht werden Medizinhistoriker eines Tages aufdecken, wie lange es gedauert hat, bis ein allgemeingültiges Behandlungsschema für Covid-19-Patienten etabliert wurde. Weil bei der Corona-Abwehr nicht nur eine zu geringe, sondern auch eine zu starke Immunantwort ein Problem darstellt, gehören heute zum Glück entzündungshemmende und immunsuppressive Glucocorticoide zum Standard bei der Behandlung.

Genesen — Nach den bisherigen Erkenntnissen bietet eine Ansteckung einen nachhaltigeren Schutz vor einer Neuinfektion als die Impfung. Genesene machen eine breitere Immunantwort, weil sie ein komplettes Virus erkennen und nicht bloss ein Teil des Spike-Proteins. Auch das ist keine Überraschung, es deckt sich vielmehr mit der allgemeinen Lehrmeinung und



Lasst die Kinder in Ruhe.

der Vernunft. Es ist daher unverzeihlich, dass das BAG bei der Ausstellung von Zertifikaten für Genesene bürokratische Hürden aufgebaut hat. Die sauberste Lösung wäre die Bestimmung der neutralisierenden, also schützenden Antikörper, wie sie bei Kindern und Jugendlichen aufgrund von früheren Erkältungen vorkommen.

PCR-Test—Er taugt zum Nachweis des Virus, besagt aber nichts über das Ausmass der Krankheit. Dringen Coronaviren in den Körper eines geimpften oder immunen Menschen ein, so werden diese vom Immunsystem eliminiert. Während dieser Zeit würde ein PCR-Test auch ohne Erkrankung positiv ausfallen.

Herdenimmunität—Das Coronavirus gehört wie die Rhino-, Adeno- und Influenzaviren zu den etwa 200 verschiedenen Erkältungsviren, mit denen die Menschheit seit Urzeiten zu leben gelernt hat. Fast alle dieser Viren sind allein nicht tödlich. Ob es uns gefällt oder nicht: Früher oder später werden wir uns alle auch mit

einer Mutante von Sars-CoV-2 anstecken. Weil Coronaviren ständig mutieren und wir unser Immunsystem trainieren, wird es uns mit der Zeit nicht mehr beschäftigen als alle anderen Erkältungsviren, die uns, wie es der Name sagt, während der kalten Jahreszeit plagten.

Kinder—Die *Schnudernase* ist das Merkmal von kleinen Kindern, weil sie eben dauernd mit irgendwelchen Erkältungen herumlaufen. So trainieren sie ihr Immunsystem. Das ist natürlich und harmlos. Kinder sind nicht gefährdet, sie sind keine Pandemietreiber. Also: Lasst die Kinder in Ruhe, sie sind unschuldig. Immerhin: Anders als viele Länder hat die Schweiz zumindest Kleinkinder grösstenteils von stark einschränkenden Massnahmen verschont.

Politik—Die Corona-Krise hat zu einem oft kopflosen Aktivismus geführt. Viele der gutgemeinten Massnahmen erwiesen sich im Rückblick als unnötig oder gar schädlich. Wir alle, Wissenschaftler wie Politiker, haben Fehler gemacht. Dass grös-

te Problem: Aus Angst vor dem Gesichtsverlust hält man am Kurs fest, auch wenn er sich als falsch erweist. Eine zu unrecht verpönte Stop-and-go-Strategie – wissenschaftlich begleitet, um genau herauszufinden, was etwas bringt und was nicht – wäre das Vernünftigste gewesen. So hatte es Vorteile, wenn jeder Kanton seinen eigenen Weg ging. Wir hätten in der Schweiz die Möglichkeit gehabt, parallel die Wirkung von verschiedenen Massnahmen zu überprüfen.

Task-Force—Gemäss den Berechnungen der Zürcher Professorin Tanja Stadler war der Peak der Ansteckungen sowohl bei der ersten wie auch bei der zweiten Welle bereits überschritten, als der Bundesrat den Shutdown verfügte. Man kann daraus schliessen, dass die Wellen auch ohne einschneidende Massnahmen abgeklungen wären, was deren Berechtigung natürlich in Frage stellt. Seit Tanja Stadler die Covid-Task-Force präsidiert, gehört sie zu den penetrantesten Warnerinnen im Land. Vermutlich ist das kein Zufall. Die Task-Force selber scheint von einer fatalen Dynamik der Panik erfasst, was weder der Wissenschaft noch der Sache dient.

Gesundheitssystem—Die Zahlen und Verläufe weltweit zeigen deutlich, dass ein gut funktionierendes Gesundheitssystem entscheidender ist als irgendwelche Massnahmen. Verschiedene Regionen weisen unterschiedliche Risikofaktoren auf. Während der Evolution kam das Immunsystem bei uns Säugetieren als Letztes dazu. Die Folge: Unser Körper fährt das Immunsystem oft als Erstes herunter, wenn ihm anderweitig Gefahr droht. Das allgemeine Wohlbefinden ist deshalb ein wesentlicher Gesundheitsfaktor. Während bei uns die Fettleibigkeit ein Risikofaktor ist, ist die Mangelernährung in anderen Regionen von deutlich grösserer Bedeutung.

Alter—Das meiste, was ich in diesen bald zwei Jahren aus wissenschaftlicher Sicht gesehen habe, war für mich als Immunologe ein Déjà-vu. Mit der Pubertät erreicht das Immunsystem sein Optimum, nachher geht es bergab. Die erschreckendste Tatsache: Computerprogramme wurden zu den neuen Kristallkugeln. Die wichtigste Erkenntnis: Wir müssen unseren Umgang mit dem Alter und den Alten dringend überdenken. Die wahren Tragödien haben sich in den Alters- und Pflegeheimen zugetragen, sei es wegen Ansteckungen oder durch die Isolation, die ebenso tödlich sein kann. Wir müssen Formen finden, Senioren wieder besser in unsere Gesellschaft und in unseren Alltag zu integrieren, statt sie in die Todesbunker abzuschieben. Wir alle werden immer älter.

Beda Stadler war bis zu seiner Emeritierung Direktor des Instituts für Immunologie an der Universität Bern. Seine Anmerkungen zur aktuellen Lage wurden von Alex Baur aufgezeichnet.

Die Genialität von Peppa Wutz

Boris Johnson lobte in einer Rede die Kindergeschichten-Figur Peppa Wutz. Hat er sich damit blamiert? Nein, er erinnerte uns an eine alte Wahrheit.

Allan Guggenbühl

Zürich

Wer kennt Peppa Wutz? Der soll die Hand erheben! – keine Frage, die man an einem Meeting mit Wirtschaftsvertretern von einem Premierminister erwartet. Ist Boris Johnson noch bei Sinnen? Während er über Peppa Wutz schwafelt, blättert er hektisch in seinen Blättern, wirkt unkonzentriert. War er nicht vorbereitet? Sofort taucht die Frage auf: Kann er ein Land, das immerhin eine Atommacht ist, führen? Zweifel an seinen Führungsqualitäten werden geussert, und der Auftritt geht viral.

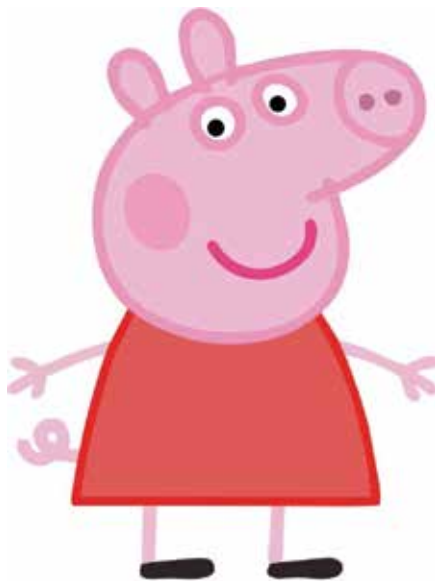
Peppa Wutz ist ein Schwein aus einer britischen Kindersendung. Die Familie Wutz wird in dieser Serie schematisch gezeichnet. Die Sendereihe richtet sich an Kleinkinder. Hauptakteure sind Peppa, ein unternehmungslustiges Mädchen, und ihr jüngerer Bruder George. Über ihn ärgert sie sich immer wieder. Weiter sind da noch Papa und Mama Wutz und die Grosseltern. Sie intervenieren, planen Unternehmungen und widmen sich liebevoll den Kindern.

Die Familie Wutz ist aktiv: Sie unternimmt Picknicks, verreist in die Ferien, errichtet Baumhäuser, bläst Ballone auf oder installiert Computer. Bei ihren Aktionen geht meist etwas schief: Das Picknick wird verregnet, ein Teddybär geht verloren, ein Ballon bleibt im Baum hängen, oder Papa Wutz blamiert sich, weil er seine Fähigkeiten überschätzt.

Eitelkeiten der Erwachsenen

Papa und Mama Wutz beteiligen sich oft auch an Spielen, sei es Verstecken oder Sackhüpfen. Zwischendurch wird gegrunt, wie es anständige Kinder nicht tun sollten! Die Sendungen kulminieren meist in einem Happening: gemeinsames Pfützenspringen, Ballone-Loslassen oder fröhliches Sich-auf-den-Rücken-Legen und Sich-vor-Lachen-Kugeln.

Kindersendungen zu produzieren, ist eine Kunst. Voraussetzung ist, dass man sich in der Welt der Kinder auskennt und deren Themen vorurteilslos aufnimmt. Da Kleinkinder ihre Anliegen nicht selbst einbringen, muss man sich in sie hineindenken.



Zwischendurch wird gegrunt.

Beim Entwickeln von Geschichten gibt es Gefahren. Eine davon ist, dass man erzieherische Vorstellungen hineinschmuggelt. In der Befürchtung, dass Kinder schlechte Ideen übernehmen, werden Geschichten mit Moralin angereichert: Kollegen dürfen nicht ausgelacht werden, Schwindeln ist nicht erlaubt, oder Kaputttes ist nicht lustig.

Eine weitere Gefahr ist, dass ideologische Anliegen in die Geschichte verpackt werden, etwa mit Hinweisen auf die Klimaerwärmung,

Dank Blödeln und Experimenten eignen sich Kinder Kompetenzen an.

die Rolle der Geschlechter oder die Gefahr von Rassismus. Die meisten Kinder empfinden dies als Bevormundung.

Eine dritte Gefahr ist die Infantilisierung. Die Beurteilungsfähigkeiten der Kinder werden unterschätzt. Die Protagonisten werden zu klischeehaft gezeichnet, statt dass sie auch menschliche Widersprüche und Schwächen zeigen. Nicht realisiert wird dabei, dass schon Kleinkinder die Selbsttäuschungen und Eitelkeiten der Erwachsenen bemerken.

Kindersendungen sind erfolgreich, wenn sie unvoreingenommen die Welt der Kinder widerspiegeln. Mutter, Vater, Grosseltern, Verwandte und gleichaltrige Kinder spielen die Hauptrollen. Kinder beteiligen sich an ihren Stimmungen und übernehmen ihre Ängste. Ihr erstes mentales Koordinationssystem generiert sich aus diesem Umfeld. Kinder realisieren früh, was die Stärken und Schwächen ihrer unmittelbaren Bezugspersonen sind.

Die Anpassung an dieses Mikrosystem geschieht durch spielerisches Experimentieren. Sowohl Erlaubtes als auch Verbotenes will ausprobiert werden. Man will Dinge machen, die bei den Erwachsenen Stirnrunzeln auslösen. Dank Blödeln und Experimenten eignen sich Kinder Kompetenzen an. Eltern sind wichtig, weil Kinder an ihnen den Umgang mit der Vielseitigkeit und den Widersprüchen menschlicher Existenz erleben.

Keine versteckten Botschaften

Die Geschichten von Peppa Wutz zeichnen sich durch diese Haltung aus. Sie enthalten keine versteckten Botschaften, sondern es wird gespielt, gelacht, geblödeln und irgendetwas unternommen. Der Erfolg beruht darauf, dass die Produzenten nicht originell sein wollen, sondern vom wirklichen Erleben der Kinder ausgehen.

Boris Johnson bewegt sich in einer anderen Welt. In dieser spielen Rollenerwartungen, Selbstimage, Macht- und Intrigenmanöver eine Rolle. Man blödeln nicht, sondern hat soziale Codes internalisiert und politische Erwartungen zu erfüllen. Spielerische Lockerheit, die den Geist erweitern kann, ist verpönt. Es gilt, Kompetenz zu markieren.

Hat sich Johnson blamiert? Im Gegenteil: Sein als peinlich bezeichneter Auftritt zeigt auch, dass er immer noch Zugang zur kreativen, spielerischen Haltung von Kindern hat. Würde es nicht uns allen guttun, dies hie und da zu wagen?

Allan Guggenbühl ist Jugendpsychologe und Autor. Soeben erschien sein Buch: Mythodrama-Therapie. Geschichten als Mittel der Konfliktbewältigung bei Kindern und Jugendlichen. Bern: Hofgrefe 2021

Wer hat, dem wird gegeben

Die EU-Turbos im Parlament wollen mit Geldzahlungen die EU milde stimmen. Am stärksten profitieren Polen und Ungarn.

Hubert Mooser

Dem Baselbieter SP-Nationalrat Eric Nussbaumer gelang am Montag vor einer Woche in der Aussenpolitischen Kommission der grossen Kammer (APK-N) ein kleiner Coup: Er stellte den Antrag, dass man die Kohäsionszahlungen auf 2,2 Milliarden Franken verdoppeln solle. Dazu kommen noch 200 Millionen Franken für Massnahmen, die neu für den Bereich Migration vorgesehen sind. Diese zweite Milliarde soll

Bern

in umstrittene Projekte fliessen. So streichen Bundesrat und EU-Turbos im Parlament gerne hervor, dass die Schweizer Wirtschaft ebenfalls einen Nutzen aus den Kohäsionszahlungen ziehe, und zwar in Form von Zusammenarbeitsprojekten mit den jeweiligen Staaten.

Als die APK-N unter ihrem damaligen Präsidenten Andreas Aebi (SVP, BE) 2013 Polen besuchte, wohin über 400 Millionen Franken der ersten Kohäsionsmilliarde geflossen waren, stellte die Kommission fest: Es gab kaum Pro-

Doch warum macht sich ausser der SVP niemand Gedanken darüber, ob das alles überhaupt noch Sinn macht? Länder wie Polen, Ungarn oder Malta beispielsweise weisen ein höheres Pro-Kopf-Einkommen aus als Portugal, das nicht von der Kohäsionsmilliarde profitieren kann. Tschechien und Slowenien sind in dieser Sparte gleichauf mit Spanien und Italien. SVP-Fraktionschef Thomas Aeschi hat in einem Vorstoss zudem darauf hingewiesen, dass allein durch Misswirtschaft



es allerdings nur geben, wenn wir 2022 am EU-Forschungsprogramm «Horizon Europe» teilnehmen dürfen. Ob das Parlament hier mitmacht, wird sich noch zeigen. Die Finanzkommission des Nationalrats hat die Erhöhung des Erweiterungsbeitrags am Montag jedenfalls abgelehnt. Die Kohäsionsgelder sind aber auch ohne die zweite Milliarde ein teurer Leerlauf.

Gelder für umstrittene Projekte

Es geht darum, das Wohlstandsgefälle zwischen den EU-Staaten in Osteuropa und den bessergestellten Ländern im Westen zu verringern. Dafür schaufelt der Bund seit 2007 Hunderte von Millionen in folgende dreizehn EU-Länder: Bulgarien, Estland, Kroatien, Litauen, Lettland, Malta, Polen, Rumänien, Slowakei, Slowenien, Tschechische Republik, Ungarn und Zypern. Neu sollen auch Italien und Griechenland profitieren, und zwar zur Verbesserung der bestehenden Migrationsstrukturen.

Die Erfahrung mit der ersten Kohäsionsmilliarde 2007 hat gezeigt, dass die Gelder auch

Projekte mit der gewünschten polnisch-schweizerischen Zusammenarbeit. Stattdessen wurden mit Schweizer Geldern polnisch-niederländische Projekte finanziert, die Schweizer Firmen sogar konkurrenzten.

Der grösste Teil wird auch diesmal wieder nach Polen fliessen, über 320 Millionen Franken. Rumänien erhält über 221 Millionen, Bulgarien 92 Millionen, Ungarn 87 Millionen, Tschechien 76 Millionen, um nur jene Staaten zu nennen, welche die meisten Gelder bekommen werden. Welche Projekte diesmal damit finanziert werden, steht noch nicht fest. Man habe diesen Herbst die technischen Gespräche mit den dreizehn EU-Partnerländern aufgenommen, erklärt eine EDA-Sprecherin. Dabei würden die Umsetzungsabkommen vereinbart, in denen die geplanten Programme festgehalten würden. Bis Mitte 2022 will man die Verhandlungen abschliessen.

Fest steht: Einen Schwerpunkt wird die Berufsbildung darstellen. Als weitere Themen stehen die Förderung des Wirtschaftswachstums, Umwelt- und Klimaschutz sowie Gesundheit und Zivilgesellschaft im Fokus.

und Betrügereien den EU-Oststaaten Milliarden an Mehrwertsteuern entgehen.

Kein Ende der Diskriminierung

Das macht die ganze Übung mit den Kohäsionsgeldern noch diffuser. Dies weiss natürlich auch der Bundesrat. Deshalb wird jetzt auch verstärkt darauf hingewiesen, dass der Schweizer Beitrag eine wichtige Rolle spiele in den Beziehungen zur EU und zu den Partnerländern. Trotz Freigabe der Milliarde werden wir aber von der EU weiterhin in vielen Bereichen diskriminiert, zum Beispiel bei der Anerkennung der Schweizer Börsenregulierung. Und mit der Unterstützung der Partnerländer ist es auch nicht weit her.

Die Geschichte bekommt jetzt auch noch einen absurden Anstrich. Das Geld fliesst nämlich zu einem grossen Teil just in jene Länder, die sich wie Polen zum Teil den Direktiven und Regeln der EU-Kommission widersetzen. Das ist freilich nicht ganz im Sinn jener europhilen Kreise im Parlament um Nussbaumer oder die Grünliberale Tiana Angelina Moser. Aber es hindert sie trotzdem nicht daran, noch mehr Geld für die EU-Oststaaten einzufordern.

Seine Beliebtheit beim Volk ist einmalig

Russland wendet sich von Europa ab. Umso schärfer schiessen die Medien gegen Putin. Sie haben den Präsidenten und sein Land nie verstanden. Der Westen wird ihn noch vermissen.

Thomas Fasbender

Das historische Erbe bindet bis ins x-te Glied. Auf dem Balkan wirkt die römische Reichsteilung im Jahr 395 fort; auch zwischen Russland und dem europäischen Westen liegen jahrhundertalte Klüfte. Der *pivot to Europe* des grossen Zaren Peter um 1700, der mit dem europäischen Niedergang sein Ende findet, hat sie nur kosmetisch überbrückt. Die Unterschiede berühren tiefste, weltanschauliche Ebenen. Schon im 19. Jahrhundert galt Russland der Fortschrittsnation per se, Grossbritannien, als rückständiger, illiberaler Antipode unter den europäischen Völkern.

Diese kulturelle Herablassung lebt fort in der westlich-russischen Auseinandersetzung unserer Tage. In seinem Buch «Germany's Russia Problem» (2021) brandmarkt der britische Politologe John Lough die in Deutschland verbreiteten prorussischen Sympathien. Die deutschen Journalisten und Geschäftsleute, die nach langen Moskaujahren (auch) die russischen Narrative verstehen, belegt er mit dem Ausdruck «gone native». Es ist ein Begriff aus dem kolonialistischen Wortschatz von Rudyard Kipling. «Gone native» waren die verachteten Aussenseiter des British Raj, Engländer, die sich wie Inder kleideten und sich mit einheimischen Frauen einliessen. Die Wortwahl des Russlandexperten der renommierten Denkfabrik Chatham House verrät den Kolonialherrn. Diese Deutschen, so sein blasiertes Urteil, benehmen sich wie die Eingeborenen, denken wie sie.

Mediale Breitseite

Nicht ohne Grund reiten britische Medien die schärfsten Attacken gegen Russland, die russische Wirklichkeit und den russischen Präsidenten. Ebenfalls nicht ohne Grund steht Wladimir Putin im Fadenkreuz. Ihm und seinem «System» wird angelastet, Russland der Pax Americana und damit der *benevolent hegemony* des westlich-liberalen Fortschritts zu verweigern. In der Tat, sieht man von Belarus und der Türkei



Zunehmender Autoritarismus: Putin.

ab, ist Russland der einzige europäische Staat, der die Überlegenheit der «europäischen Werte» nicht einmal auf dem Papier anerkennt.

Der zunehmende Autoritarismus, der die letzte Phase von Putins Herrschaft einläutet, hat jetzt den *Economist* zu einer medialen Breitseite veranlasst. Zwei zeitgleich erschienene Beiträge beschäftigen sich mit der Lage der Opposition, den Repressionsmechanismen des Staats und den Gefühlen der russischen Bevölkerung. Argumentativ bieten sie wenig Neues, doch der Eindruck anschwellender Düsternis bleibt. Die These lautet: Von einer weithin konsensgetragenen Autokratie hat Putin sein Land in eine Diktatur verwandelt, die auf Angst und Unterdrückung beruht. Die Autoren beschwören sogar das Stimmungsbild Berlins gegen Ende der 1930er.

Dass die repressiven Tendenzen der russischen Innenpolitik sich seit Beginn der Pandemie verstärken, gleichsam von ihr beflügelt, wird kein Beobachter leugnen. Ebenso wenig das *fine-tuning* eines autoritären Apparats, der sich mehr und mehr darauf verlegt, allfällige oppositionelle Knospen gar nicht erst aufblühen zu lassen. Die selektive, harte Bestrafung (oder Exilierung) prominenter Vertreter befördert den Widerstand in die Resignation – gegenwärtig jedenfalls erfolgreich.

Britische Klischees

Aus ausländischer Sicht entscheidend ist die Resilienzperspektive eines autoritären Gesellschaftsmodells, das die Verfolgung politischer Opposition mit weitgehenden Freiheiten im unpolitischen Raum verknüpft. Wie hoch ist die reale Bedeutung der Opposition, wie gross ihre Chance, zur echten Herausforderung zu werden? Der *Economist* wartet mit Klischeevorstellungen auf, die man im Westen seit zwanzig Jahren kolportiert. Eine davon, beliebt und verbreitet, postuliert angebliche Wesensunterschiede zwischen dem «Putin-System» auf der einen und dem

russischen Menschen, dem russischen Volk auf der anderen Seite. Auf einen Nenner gebracht: Putin und seine Paladine sind die Bösen, das russische Volk aber ist «eigentlich so wie wir». Damit verwandt ist die These, nach der Putins Aufstieg in der Publikumsgunst bereits zu Beginn seiner Herrschaft ein TV- und Propagandacoup war. Ein drittes Klischee behauptet, seine hohen Beliebtheitswerte während der ersten zwei Amtszeiten 2000 bis 2008 verdankten sich vor allem, wenn nicht ausschliesslich, dem wirtschaftlichen Aufschwung jener Jahre.

Keine dieser Thesen hält der Überprüfung stand. Der «russische Mensch» ist nicht besser und nicht schlechter als die, die ihn regieren. Es gibt in dem Land weder historische Erfahrung mit republikanischen Institutionen noch mit demokratischem Prozedere. Der Staat repräsentiert

tiert nicht die Gesellschaft, er beherrscht sie – wenn das Volk Glück hat, nach Recht und Gesetz. Putin ist auch kein Propagandaprodukt. In den Wochen nach seiner Ernennung zum Premierminister im Frühherbst 1999 lagen seine Beliebtheitswerte bei 30 Prozent; binnen fünf Monaten, im Januar 2000, schnellten sie auf 84 Prozent. Und das lange vor der Gleichschaltung der Massenmedien.

Zauberstab der Majorität

Ausschlaggebend waren die Erfolge im zweiten Tschetschenienkrieg, den Putin gewollt und forciert hat – und sein Erscheinungsbild des entschlossenen Machers, der nach chaotischen Jahren Ordnung in die Verhältnisse zu bringen

Der «russische Mensch» ist nicht besser und nicht schlechter als die, die ihn regieren.

verspricht. Der Vorgänger Boris Jelzin schreibt später, er habe sich an die Generäle in den alten Büchern erinnert und daran, dass es solche Generäle nach 1990 nicht mehr gab. Schliesslich tauchte doch einer auf: «Dieser «General» war Oberst Wladimir Putin.»

Es gibt eine Umfrage aus dem Frühjahr 1999: «Welchen Kinohelden würden Sie zum russischen Präsidenten wählen?» Die Sieger sind zwei fiktive KGB-Agenten; einer ist unter seinem Decknamen Max Otto von Stierlitz auch im Westen bekannt. Den dritten Platz erringt der Weltkriegsmarschall Georgi Schukow, den vierten Zar Peter der Grosse. Filmhelden der Demokratiebewegung befanden sich nicht unter den Siegern.

Schliesslich die Beliebtheitswerte. Drei Mal wird Putin die 84 Prozent toppen: am Ende der ersten Amtszeit 2004, nach dem kurzen Georgienkrieg 2008 und nach der Krim-Annexion 2014. Zwischen März 2014 und Januar 2018 sinken sie in keinem einzigen Monat unter 80 Prozent; eine solche Phase anhaltend hoher Zustimmung ist während seiner gesamten Herrschaft einmalig. Damit wird auch die Behauptung widerlegt, die sogenannte Putin-

Mehrheit gründe allein im Aufschwung der nuller Jahre. 2014 beginnt ein jahrelanges wirtschaftliches Jammertal: Ölpreis- und Währungsverfall, Sanktionen, ein spürbarer Rückgang der Reallöhne.

Die allzeit reproduzierbare Mehrheit ist die Legitimationsbasis der Putin-Herrschaft. In ihrem Zentrum steht die Masse des Staatsvolks, dessen Glas unter allen Umständen, immer und unbedingt halbvoll zu sein hat – niemals halbleer. Das ist die Aufgabe der Wirtschafts- und Sozialpolitiker, der Spindoktoren und des Fernsehens. Deren Erfolg bestimmt auch das Verhältnis des Präsidenten zur Elite seines Landes. All die «da oben», geschätzte 15 000 Personen, sind in Clans und Fraktionen zerstritten und miteinander spinnefeind, doch wie Pech und Schwefel, wenn es darum geht, die eigene Macht zu verteidigen. Einen solchen Bären kann Putin nur reiten, weil einzig er den Zauberstab der reproduzierbaren Majorität in Händen hält. Ein Nachfolger X, und ein solcher wird irgendwann kommen, muss in der Lage sein, aus dieser Putin-Mehrheit binnen kürzester Zeit eine X-Mehrheit zu formen. Nur dann kann er politisch überleben.

Europas Herausforderungen

Realistisch wird man konstatieren müssen: In Russland (und nicht nur dort) entsteht ein postdemokratischer, digitalisierter Hightech-Typus autoritärer Ordnung, gekennzeichnet durch eine entschlossene Elite, halbwegs zufriedene unpolitische Mehrheiten und eine entschieden und selektiv unterdrückte politische Opposition. Westeuropa steht dann vor der Wahl. Wenn unsere Politiker die Entwicklung in Russland weder verändern noch nachhaltig beeinflussen können (was wahrscheinlich ist) – welche Schlussfolgerung werden sie ziehen? Auch mit Hilfe der USA kann der Westen Russland nicht isolieren; das Land driftet dann nur noch tiefer in den eurasischen Raum.

Gleichzeitig steht Europa insgesamt (bis zum Ural und darüber hinaus) vor globalen Herausforderungen: die Migration aus dem Süden, massiv verstärkt durch die Folgen des Klimawandels, das chinesische Comeback nach 200 Jahren, die Renaissance des Islam von Nordafrika bis zum Hindukusch. Diese Aufgaben kann der westliche Rumpfkontinent allein nicht bewältigen, erst recht nicht gegen Russland. Gemeinsamkeit mit Russland setzt jedoch die Tolerierung anderer, den Westeuropäern wesensfremder Herrschaftsformen voraus. Für koloniale Selbstgerechtigkeit nach britannischem Muster wird bald kein Platz mehr sein.

Thomas Fasbender ist ein deutscher Unternehmer und studierter Philosoph. Er lebte von 1992 bis 2015 in Russland, wo er eine Spinnerei an der Wolga betrieb. Demnächst erscheint sein Buch: «Wladimir W. Putin. Eine politische Biographie» (Landt-Verlag).



THIEL

Unmensch

Ungeimpfter: Für Ungeimpfte gelten offensichtlich keine Menschenrechte. Ungeimpfte werden weder im Restaurant noch im Museum oder Hallenbad eingelassen. Nicht einmal mehr in den Zoo oder den Zirkus dürfen sie gehen. Ich wandere nach Grönland aus, baue ein Iglu, säge ein Loch ins Eis, hänge meine Angelrute rein und werde Eskimo.

Geimpfter: Man sagt nicht mehr «Eskimo». Das ist rassistisch.

Ungeimpfter: Wie sagt man denn? Gletscherindianer?

Geimpfter: Man sagt jetzt «Inuit». Das heisst «Mensch» in der Sprache der Inuit.

Ungeimpfter: Dabei nennen sich die Eskimo selber nicht «Inuit», sondern «Eskimo». Ein Spanier nennt sich ja auch nicht «hombre», sondern «español». Aber einen dunkelhäutigen Insulaner darf man nicht mehr als «Kanaken» bezeichnen, obwohl «Kanake» auf Hawaiianisch «Mensch» heisst.

Geimpfter: Ein Hawaiianer ist kein Kanake, sondern ein Hawaiianer.

Ungeimpfter: Aber im Gegensatz zum Hawaiianer soll der Eskimo ein Mensch sein.

Geimpfter: Wir alle sind einfach nur Menschen. Die ganze Unterscheidung ist rassistisch.

Ungeimpfter: So? Dann sollten wir aufhören, Italiener als «Italiener» und Franzosen als «Franzosen» zu bezeichnen. Stattdessen sollten wir für Italiener den Begriff «uomo» und für Franzosen das französische «homme» verwenden.

Geimpfter: Ich bitte um etwas mehr Ernsthaftigkeit. Du weisst nicht, was Rassismus aus den Menschen machen kann.

Ungeimpfter: Und ich bitte dich, mich nicht mehr als «Impfgegner», «Impfunwilliger» oder «Impfverweigerer» zu sehen, sondern ganz einfach als «Mensch».

Andreas Thiel



Ehrenrettung des Nasenrings

Die Kritik am Einsatz des Nasenrings bei Stieren wird schärfer. Ist sie berechtigt? Wie geht man in der Praxis mit Tausend-Kilo-Kolossen um?

René Bucher

Vertraut sind die Szenen an Schwingfesten, wenn der Siegermuni in die Arena geführt wird. Der Applaus brandet auf, der Schwingerchampion strahlt, aber zwischendurch mischt sich Kritik in die Stimmung. Dass der Stier an einem Nasenring geführt wird, ruft immer wieder Debatten hervor, sei es an Schwingfesten oder auf Märkten und an Viehversteigerungen. Der Nasenring sei nicht mehr zeit- und artgerecht. Kürzlich erhielt Gantruffer Andreas Aebi von Tierschützern eine Anzeige, weil er es toleriert habe, dass ein Stier am Ring über den Platz geführt wurde. Wie ist die Kritik am Nasenring zu beurteilen? Ist dieser noch zeitgemäss? Wie sieht die Praxis aus?

Unser genossenschaftliches Unternehmen Swissgenetics, das auf Rindviehgenetik und künstliche Besamung spezialisiert ist, hält an drei Standorten gegen 400 Zuchtstiere im Alter von vier Monaten bis vierzehn Jahren, das Gewicht variiert von 250 bis 1200 Kilogramm.

Wir setzen den Stieren ungefähr im Alter von zehn Monaten einen Nasenring ein. Für die Sicherheit unserer Stierpfleger ist die tägliche Auseinandersetzung mit Charakter und Verhalten jedes Stieres entscheidend. Auch ein Jungstier wiegt 250 Kilogramm und ist jedem Stierpfleger körperlich überlegen.

Individuelles Gefahrenpotenzial

Eine «Zusammenarbeit» mit dem Stier ist nur möglich, wenn der Stier kooperiert, er muss sich kontrollieren lassen. Es ist eine Illusion, zu meinen, dass ein Stier mit dem Nasenring zu etwas gezwungen werden könne, was er gar nicht will.

Viel wichtiger als die Durchsetzung des Willens des «Stierenführers» ist die persönliche Beziehung zum Tier. Unsere Stierpfleger kennen ihre Stiere und deren guten wie auch heiklen Charakterzüge. Diese Kenntnis und das Vertrauen der Tiere erreichen sie durch eine gute Beobachtung der Tiere wie auch durch einen respektvollen Umgang bei der Pflege und beim Füttern der Kolosse. Selbstverständlich ist

dies zeitaufwendig, was sich aber letztlich im Sinne der Sicherheit bezahlt macht.

Der Umgang mit den Stieren ist das tägliche Brot unserer Stierpfleger. Sie haben fast jeden Tag sehr nahen Kontakt mit den Tieren, sei es für die Klauenpflege, das Scheren, Führen, Waschen, die Probenahmen von Samen oder zum Fotografieren. Am wichtigsten ist es, die Stiere bereits früh an den Um-



Entscheidend ist die persönliche Beziehung: Muni als Prämie für den Sieger.

gang mit den Pflegern zu gewöhnen, sie ruhig und sachte zu führen, unvorhersehbare Situationen möglichst zu vermeiden. Nach dem Einsetzen des Ringes darf während zwei bis vier Wochen keine Manipulation daran erfolgen, damit die Wunde abheilen kann und der Stier keine unnötigen Schmerzen erleidet.

Für die Sicherheit unserer Pfleger ist die tägliche Auseinandersetzung mit dem Gefahrenpotenzial jedes einzelnen Stieres entscheidend, dieses wird laufend beurteilt. Abhängig vom Befund wird dann entschieden, wie der Stier geführt beziehungsweise wie mit ihm umgegangen werden soll. Stiere ohne spezielle Risikofaktoren werden mit dem Halfter ge-

führt. Dabei wird das Halfterseil in der Regel einmal durch den Nasenring gezogen, und geführt wird direkt am Halfter. Weitere Massnahmen zur Risikominderung bestehen dann zum Beispiel darin, dass spezifische Pfleger zum Führen bestimmt werden oder dass gewisse Stiere nicht zur gleichen Zeit wie andere Stiere herumgeführt werden.

So risikoarm wie möglich

Zusätzlich besteht die Möglichkeit, dass das Tier mit der Stange geführt und so auf einer gewissen Distanz gehalten wird. Das heisst, dass der Stier neben der Stange gleichzeitig auch am Halfter geführt wird. Das Halfterseil muss hier genügend lang sein, damit eben ein bestimmter Abstand – als kalkulierter Sicherheitsabstand – zum Stier eingehalten werden kann. In Einzelfällen werden Stiere auch von zwei Betreuern gemeinsam zu zweit geführt. Hier ist ein langes Seil im Einsatz, das entweder um den Hals oder um die Hörner geführt wird. Alle diese Massnahmen dienen dazu, den Umgang mit dem Stier auf unserem Betrieb für unsere Stierpfleger so risikoarm wie möglich zu gestalten.

Der Nasenring ist für den Pfleger eine zusätzliche Hilfe, um ein Tier kontrollieren zu können. Es soll aber so behandelt und geführt werden, dass möglichst keine gefährlichen Situationen eintreten. Manipulationen am Nasenring sind zurückhaltend durchzuführen. Wird zu heftig am Ring gezerrt, kann dies die Wirkung reduzieren, und der Stier wehrt sich. Das würde also genau dann, wenn der Nasenring zuverlässig seinen Zweck erfüllen sollte, seine Wirkung vermindern. Der Nasenring ist keine Notbremse und auch keine Lebensversicherung für den Stierenführer. Er erhöht lediglich die Sicherheit in für den Stier ungewohnten Situationen, auf die er naturgemäss mit Flucht oder – häufiger – mit Angriff reagiert.

René Bucher ist Leiter Kommunikation beim Viehzuchtunternehmen Swissgenetics.

Paola und Kurt Felix wieder beisammen

Der Weltuntergang kommt. Hier die Schlagzeilen unserer Medien zum Ende der Welt.



Es ist wieder einmal so weit. Die Welt und mit ihr die Menschheit gehen unter. Diesmal ist es das Omikron-Virus, das uns alle um die Ecke bringt.

Das Omikron-Virus «versetzt Europa in Panik», schreibt die Tages-Anzeiger-Gruppe. Nein, universaler noch, es hat bereits «die Welt in Panik versetzt», wie die Blick-Gruppe schreibt.

Die neue Variante von Corona soll nun die definitive Apokalypse schaffen, die all seine tödlichen Vorgänger nicht geschafft haben. Es ist aus. *The end is nigh.*

In den letzten vierzig Jahren hat die Menschheit ein Dutzend von den Medien produzierte Massensterben überlebt.

Es begann in den achtziger Jahren mit dem Trugbild des Waldsterbens. «Erst stirbt der

Es ist aus. Die neue Variante von Corona soll nun die definitive Apokalypse schaffen.

Wald, dann stirbt der Mensch», hiess damals die apokalyptische Losung auf den Redaktionen.

Die Tonalität hielt seitdem ständig an. Nach dem tödlichen Waldsterben wurde die Menschheit regelmässig in letalen Wellen anderer Katastrophen ausgelöscht. Sie verstarb unter anderem an Vogelgrippe, Aids, Schweinegrippe, Stickoxid, Rinderwahn, Ebola, Ozonloch, Listerien, Feinstaub, Sars und zuletzt an der Klimaerwärmung.

Gehen wir diesmal davon aus, dass unsere Journalisten mit ihrer neusten Virus-Panikmache recht bekommen und der Weltuntergang nun wirklich bevorsteht. Wir können also überlegen, mit welchen Schlagzeilen die Redaktionen den kommenden Weltuntergang vermelden.

Hier die Liste. So werden unsere Zeitungen, Zeitschriften und Sender den jüngsten Tag in ihren Headlines verkünden:

Neue Zürcher Zeitung — «Weltuntergang als Folge der Dysfunktionalität globaler Überlebensmechanismen».

Blick — «Wir! Sind! Alle! Tot!».

Tages-Anzeiger — «Exklusiv! Die Armageddon-Papers: Wie das Weltende heimlich organisiert wurde».

20 Minuten — «Teenager im Handy-Stress. Instagram, Snapchat und Tiktok ausser Betrieb».

Finanz & Wirtschaft — «Swiss Market Index fällt auf Rekordtief».

Foot, das Fussball-Magazin — «Schlusspiff!».

Glückspost — «Paola und Kurt Felix endlich wieder beisammen».

10 vor 10 — «Umweltbelastung sinkt durch Apokalypse – Greta Thunberg erfreut».

Berner Zeitung — «YB – niene me».

Basler Zeitung — «FCB – niene me».

Tagesschau — «Wir informieren Sie laufend zum Weltuntergang. Wir schalten dazu jetzt live zu unserem Korrespon...»

Watson — «Deadly, Darky und Zerberus: unser Rating der zehn angesagtesten Hundennamen».

Zuger Nachrichten — «Eishockey-Drama: Titelchancen des EV Zug untergegangen».

Republik — «Es ist nie zu spät. Spenden Sie jetzt für unabhängigen Journalismus. Sie können auch mit Kreditkarte endgültig abschliessen.»

Tele — «Die zwei TV-Filmtipps der Woche: <Der jüngste Tag> und <Apocalypse Now>».

Schweizer Illustrierte — «Polit-Star Alain Berset mit intemem Geständnis: <So gehe ich unter und darunter!>».

Kassensturz — «Konsumenten empört: Lebensversicherungen werden deutlich teurer».

Radio SRF 2 Kultur — «Es gibt wichtigere Themen. Unsere Reportage zu Gendersternen in Kinderbüchern».

Handelszeitung — «Höhere Mächte blockieren tiefere Inflationsraten».

Le Temps — «Le Röstigraben! Das Ende der Welt trifft die Romandie härter als die Deutschschweiz».

Wochenzeitung — «Jubel am Jüngsten Tag: Der Kapitalismus ist endgültig überwunden».

Annabelle — «Drei Kilo abnehmen an nur einem Tag – testen Sie unsere neue Doomsday-Diät».

Vinum — «Ein Schluck für die Ewigkeit: Das sind die Bordeaux mit dem stärksten Abgang».

Beobachter — «Die Ratschläge unserer Justizexperten: So sind Sie erfolgreich vor dem Jüngsten Gericht».

Weltwoche — «<Ich glaube auch diesmal an den Alleingang> – das grosse Interview mit Christoph Blocher zum Weltuntergang».

Parmelin ist sein Trauzeuge

Ein strammrechter SVP-Kandidat und Freund des Bundespräsidenten schafft den Sprung in die Freiburger Regierung. Die SP kassiert eine historische Schlappe. Was ist passiert?

Marcel Odermatt

Nach dem ersten Wahlgang befürchteten viele Freiburger Bürgerliche das Schlimmste. Dem früher konservativen Kanton drohte ein Durchmarsch von Sozialdemokraten, Grünen und Christlich-Sozialen im Staatsrat, der Regierung des Kantons. Das beste Ergebnis hatte am 7. November SP-Staatsratspräsident Jean-François Steiert erzielt, ein langjähriger Intimus und Parteikollege von Gesundheitsminister Alain Berset. Auf dem vierten Platz rangierte SP-Nationalrätin Valérie Piller Carrard. Die beiden Kandidaten starteten damit am Sonntag aus einer komfortablen Ausgangslage in den zweiten Wahlgang und gaben sich entsprechend siegessicher. Ihr grosses Ziel: eine linke Mehrheit in der Exekutive.

Jetzt herrscht bei den Genossen Katzenjammer. Steiert landete auf dem siebten und letzten Platz der gewählten Bewerber. Piller Carrard schaffte die Hürde nicht. Die SP verlor auf Kosten der Grünen ein Mandat in der Regierung. Innerlinker Kannibalismus: ein Szenario, auf das jeder Strategie in diesem Lager gerne verzichten würde. Es ereignete sich nun ausgerechnet im Kanton der beiden roten Aushängeschilder Alain Berset und Christian Levrat. Der Bundesrat und der langjährige Parteipräsident prägten die Geschichte und verantworteten den Kurs der Sozialdemokraten in den letzten Jahren wie keine anderen.

Immer noch ein bisschen baff

Im Stammland der beiden Häuptlinge kassierten die Sozialdemokraten nun also eine schmerzliche Schlappe. Mit einem gemeinsamen Kraftakt wendeten SVP, FDP und Mitte das Blatt. Die Bürgerlichen behaupten mit fünf zu zwei eine komfortable Mehrheit.

Einen Platz in der Exekutive eroberte ausgerechnet Philippe Demierre. Dem SVP-



Veritable Sensation: SVP-Staatsrat Demierre.

Aspiranten gelang eine veritable Sensation. Nach einem Vierteljahrhundert ist der 53-Jährige aus dem Glanebezirk der erste Vertreter seiner Partei in der Regierung überhaupt. «Ich habe nicht mit einer Wahl gerechnet», sagt Demierre im Gespräch mit der *Weltwoche*. Er sei immer noch ein bisschen baff. Doch der Ausgang der Abstimmung sei für ihn eine freudige Überraschung. Mit einem

Wähleranteil von knapp einem Fünftel gehöre seine Partei aber in die Regierung.

Einer der ersten Gratulanten am Sonntag war Bundespräsident Guy Parmelin. «Er hat mich kurz nach der Wahl angerufen und mir gratuliert», freut sich der frischgebackene Staatsrat. Den Bundesrat und den Regierungsrat verbindet eine enge Freundschaft. Demierre ist verheiratet mit Nathalie

Ein Einbruch wie bei der SP hätte bei anderen Parteien wohl für Schockwellen gesorgt.

Goumaz, die als Generalsekretärin in Parmelins Departement für Wirtschaft, Bildung und Forschung (WBF) arbeitet. Die Archäologin und Historikerin gilt als enge Vertraute des Waadtländers und war bereits seine erste Führungskraft, als Bundesrat Parmelin als Verteidigungsminister amtierte. Sie wechselte mit ihm vor drei Jahren ins WBF. Als Goumaz und Demierre 2018 heirateten, fungierte Parmelin als Trauzeuge oder «meilleur homme», wie die Romands sagen.

Die Gegner waren vorgewarnt

Kein Wunder, bezeichnet der neue SVP-Staatsrat das Mitglied der Landesregierung als «politisches Vorbild». Dessen Tätigkeit als Bundespräsident werde in der Bevölkerung anerkannt. «Er hat dieses Jahr in dieser Funktion hervorragende Arbeit geleistet.» Zudem hätten sie beide ähnliche Wurzeln: die Landwirtschaft. Beide sind gelernte Bauern.

Philippe Demierre hat eine abwechslungsreiche Karriere hinter sich. Nach seinen Jahren als Agronom war er in der Versicherungsbranche tätig, absolvierte einen Bachelor in sozialer Arbeit und wirkte daraufhin als Erzieher in der Freiburger Strafanstalt Belle-

chasse. Im Moment ist der Grossrat noch Verwaltungsverantwortlicher beim Freiburger Spital (HFR).

Obwohl es auch berufliche Parallelen gibt, unterscheiden sich die beiden SVP-Volksvertreter in politischen Fragen deutlich. Parmelin gehörte während seiner ganzen Karriere immer zum gemässigten Flügel der Partei. Diesem Faktum verdankt er nicht zuletzt seine Wahl in den Bundesrat. Demierre politisiert dagegen «am rechten Flügel», wie er selber ausführt.

Das zeigt auch ein Blick auf sein Smartvote-Profil. Ob bei Migrationsfragen, beim Sozialstaat, beim Umweltschutz oder in der Finanzpolitik: Überall vertritt er Positionen weiter rechts als seine Partei. Als kantonaler Parlamentarier kritisierte er mit Vorstössen beispielsweise die angebliche «Indoktrination von Kindern in der Schule», den «Homeoffice-Boom in der Freiburger Verwaltung» oder die Bekämpfung des Kormorans als Konkurrent der Berufsfischer am Neuenburgersee.

SVP-Vertreter mit einem Profil wie Philippe Demierre haben üblicherweise bei Exekutivwahlen keine Chancen. Sie werden vom Volk als zu radikal taxiert und aussortiert oder von der Partei gar nicht erst nominiert. Auch der passionierte Dirigent verschiedener Musikensembles, der zwei Kinder aus einer früheren Beziehung hat und bereits vierfacher Grossvater ist, schmierte im ersten Wahlgang förmlich ab. Er kam nur auf den 11. Platz und machte nicht einmal halb so viele Stimmen wie die beiden SP-Kandidaten Steiert und Piller Carrard.

Die Polit-Beobachter gaben ihm im Vorfeld der Entscheidung entsprechend wenig Kredit. Die Kommentatoren waren sich einig, dass die grösste Partei des Landes in der Freiburger Regierung weiter aussen vor bleiben werde. Dabei ignorierten sie die Formschwäche der SP – obwohl die Grossratswahlen am 7. November eigentlich Warnung genug waren.

Die Sozialdemokraten verloren einen Viertel ihrer Sitze im Parlament an die Grünen. Ein Einbruch, der bei anderen Parteien wohl

für Schockwellen gesorgt und Personaldiskussionen ausgelöst hätte. Weil die SP aber beim ersten Umgang der Staatsratswahlen ein gutes Resultat ablieferte, sah man geflissentlich darüber hinweg. Dafür schwadronierten die Experten umgehend von einer sich abzeichnenden Regierungsmehrheit. Der *Tages-Anzeiger* titelte in grossen Lettern: «Linke triumphiert in Freiburg».

Hoffnung im bürgerlichen Lager

Gut drei Wochen später stehen die Genossen vor einem Scherbenhaufen. Im Grossrat ist die SP noch drittstärkste Kraft und hat die Grünen im Nacken. In der Regierung teilen sich die beiden linken Parteien die beiden Sitze. Die Stimmbürger wollten offensichtlich eine links-grüne Mehrheit verhindern und waren

Innerlinker Kannibalismus – ausgerechnet im Kanton der roten Aushängeschilder Berset und Levrat.

deshalb bereit, dem stramm rechten Demierre eine Chance zu geben.

Ein Grund dafür dürfte der Schlingerkurs von Christian Levrat gewesen sein. Der ehemalige SP-Parteichef trägt eine direkte Mitverantwortung für das Debakel seiner Partei. Als er bekanntgab, aus dem Ständerat zurückzutreten, teilte er mit, er wolle in den Regierungsrat von Freiburg wechseln. Der langjährige, bekannte SP-Chef hätte das Rennen wohl locker gemacht. Doch im Frühjahr kündigte plötzlich seine Parteifreundin Simonetta Sommaruga an, ihn zum Post-Präsidenten zu küren. Levrat sagte begeistert zu und informierte seine SP-Kollegen in Freiburg, es werde jetzt doch nichts mit seiner Kandidatur.

Ein Engagement beim gelben Riesen schien ihm offensichtlich lukrativer als die Aussicht auf ein Regierungsamt in Freiburg. Mit diesem Postenschacher und seiner Illoyalität erwies Levrat der SP einen Bärendienst. Er stiess viele seiner eigenen Leute vor den Kopf. Seinen Ständeratssitz verlor die Partei schon im September prompt an Mitte-Politikerin Isabelle Chassot.

Wenig genützt haben den Sozialdemokraten auch die im näheren Umfeld längst verblasste Strahlkraft von Alain Berset. Im Kanton Freiburg wird nämlich weiter munter über die Affären, Ausschweifungen und familiären Verhältnisse des SP-Magistraten spekuliert. Sicher kein Vorteil für die Partei, wie die Wahlen in seinem Heimatkanton zeigen.

Hoffnung geben sollte das Resultat dagegen dem bürgerlichen Lager. Es zeigt, was erreicht oder verhindert werden kann, wenn die drei Parteien ihre Reihen schliessen und bereit sind, über ihre Schatten zu springen und den Kandidaten der SVP zu unterstützen.



INSIDE WASHINGTON

Wie sich Biden selbst demaskiert

Wegen der neuen «Omikron»-Corona-Variante, die eine weitere Infektionswelle auszulösen droht, drängt Präsident Joe Biden seine Mitbürger dazu, sich zu maskieren. In einer Rede im Weissen Haus forderte er: «Bitte tragen Sie Ihre Maske, wenn Sie sich in geschlossenen Räumen und in der Öffentlichkeit mit anderen Menschen aufhalten.»

Es sei denn, man mache Urlaub auf einer Insel für Superreiche, wie es der Präsident über die Thanksgiving-Feiertage tat. Biden wurde in Murray's Toggery Shop in Nantucket, Massachusetts, dabei beobachtet, wie er mit unbedecktem Mund atmete – trotz eines grossen Schilds im Schaufenster, das auf die Maskenpflicht auf der Insel hinwies, inklusive einer hilfreichen Zeichnung. Zweifellos waren die Inhaber hochofrend, eine präsidiale Ausnahme zu machen.

Auch die First Lady ist offenbar von der Maskenpflicht ausgenommen. Am Tag, an dem ihr Mann das Volk aufforderte, den Mund zu bedecken, liess die studierte Ärztin Dr. Biden ihre Maske bei einer Weihnachtsfeier im Weissen Haus vor einer Gruppe mundtot gemachter Schulkinder frei flattern.

Während des Präsidentschaftswahlkampfes 2020 hatte Kandidat Biden in Richtung Donald Trump erklärt: «Jeder, der für so viele Todesfälle verantwortlich ist, sollte nicht Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika bleiben.» Das *Wall Street Journal* stellt fest: «Damals wurden in den USA 220 000 Covid-Todesfälle verzeichnet. Die Zahl der Covid-Todesfälle in diesem Jahr hat mit 350 000 nun die Zahl der Todesfälle im Jahr 2020 übertraffen.»

Biden versprach, dass er als Präsident «das Virus ausschalten würde, nicht das Land». Bislang ist die einzige Zahl, die einen steilen Rückgang verzeichnet, Bidens Zustimmungsrate, die kein noch so guter Spindoktor maskieren kann.

Amy Holmes



„Man muss doch mit der Zeit gehen...“

Italiens Chefdarsteller

Die Weltpresse feiert Italiens Premier Draghi.
Doch was in Rom glänzt, ist Katzensgold.

Matthias Rüb

Neulich war Rom für ein Wochenende *caput mundi*. Obenauf stand Mario Draghi. Die zum G-20-Gipfel angereisten Staats- und Regierungschefs, auch die Journalisten, überschlugen sich im Lob für den Gastgeber. Der frühere Chef der Europäischen Zentralbank (EZB), seit Februar Ministerpräsident in Rom, habe Italien auf die Weltbühne der relevanten Akteure zurückgebracht, verkündeten sie in alle Himmelsrichtungen. Er habe den zwanzig grössten Industrie- und Schwellenländern den Weg zum postpandemischen Neustart der Weltwirtschaft gewiesen und ein kraftvolles Bekenntnis zum Multilateralismus abgelegt.

Vor der Impfkampagne der Regierung in Rom – in Italien haben 87 Prozent der Bevölkerung über zwölf Jahre mindestens eine Dosis erhalten – ging US-Präsident Joe Biden stellvertretend für die gesamte G-20 auf die Knie: Italien mache einen «excellent job», sei Vorbild für die ganze Welt, lobte er.

Millionen leben in Armut

Was immer Mario Draghi seit seiner Wahl zum italienischen Regierungschef vor neun Monaten angepackt habe, sei geglückt, heisst es weithin. Wahr ist, dass der 74 Jahre alte politische Quereinsteiger den Laden seiner breiten Koalition – von den linkspopulistischen Cinque Stelle über die Sozialdemokraten bis zur rechtsnationalen Lega von Matteo Salvini – bisher mit straffem Zügelgriff beisammenhält. In den beiden Parlamentskammern verfügt Draghis Regierungsbündnis über gut vier Fünftel der Stimmen. Die einzige parlamentarische Oppositionskraft von nennenswerter Grösse ist die postfaschistische Partei Fratelli d'Italia von Giorgia Meloni.

Doch es ist beileibe nicht alles Gold, was Draghi zum Glänzen bringt. Zwar steht Italien mit einem prognostizierten Wachstum von gut 6 Prozent in diesem Jahr im internationalen Vergleich ansehnlich da. Aber der Einbruch im ersten Pandemiejahr 2020, verursacht durch die brutale Lockdown- und Shutdown-Politik der linken Vorgängerregierung unter Ministerpräsident

Giuseppe Conte, war mit 9 Prozent so dramatisch gewesen, dass die Wirtschaftskraft auch Anfang 2022 noch unter dem Vorkrisenniveau liegen wird. Der fantastische Geldregen aus Brüssel in Höhe von 209 Milliarden Euro wird seine erhoffte Wirkung erst über die Jahre entfalten. Derweil zieht auch in Italien die Inflation an. Zumal wegen der steigenden Energiepreise öffnet sich die soziale Schere immer weiter. Mitte



Statt die Axt ans marode System anzulegen: Mario Draghi.

Oktober schlug die Caritas Alarm: 5,6 Millionen Menschen lebten heute in Italien in absoluter Armut, eine Million mehr als vor der Krise.

Und das, obwohl Rom mit immer weiteren milliardenschweren Hilfspaketen, finanziert durch stets neue Schulden, die Folgen von Rezession und Inflation abzufedern sucht. Die Schuldenquote Italiens ist in diesem Jahr auf 160 Prozent der Jahreswirtschaftskraft emporgeschossen, das Haushaltsdefizit liegt bei 9 Prozent. Nach den Kriterien des Euro-Stabilitätspaktes wären 60 Prozent Schuldenstand und 3 Prozent Defizit erlaubt. Doch diese Höchstgrenzen, wegen der Pandemiebekämpfung ohnedies bis Ende 2022 ausgesetzt, halten Draghi

und sein Verbündeter Emmanuel Macron ohnedies für veraltet und fordern deren kräftige Anpassung nach oben.

Bei der überfälligen Reform des fragilen Rentensystems ist Draghi schon beim Versuch gescheitert, die Wählergeschenke der Vorgängerregierung einzukassieren. Die hatte, gegen jede haushälterische Vernunft, das Renteneintrittsalter gesenkt, obwohl die italienische Gesellschaft notorisch überaltert ist. Die Gewerkschaften, von Draghi monatelang hofiert, vergalteten dem Regierungschef sein Werben mit einer Streikdrohung, worauf Draghi einknickte: Statt dass er die Axt ans System der schuldenfinanzierten Wohltaten für Frührentner anlegte, überdeckte er es mit Schminke.

Wieder nur Stückwerk

Die Vorstellung, der «Drachentöter» Draghi habe den italienischen Populisten den Gar aus gemacht, ist abwegig. Der kumulierte Wähleranteil von europaskeptischen und souveränistischen Parteien liegt seit den Parlamentswahlen von März 2018 konstant bei rund 55 Prozent. Es hat lediglich Wählerwanderungen zwischen den Parteien gegeben, namentlich von Salvinis Lega zu Melonis Fratelli d'Italia.

Der parteilose Regierungschef Draghi hat sich noch nie dem Votum des italienischen Wählers gestellt. Er wurde von Staatspräsident Sergio Mattarella ins höchste Regierungsamt gehievt. Draghis Mandat endet regulär im Frühjahr 2023. Der letzte Ministerpräsident, der zuerst Spitzenkandidat war und dann mit dem Mandat der Wähler die Regierung übernahm, war Silvio Berlusconi. Seit dessen Rücktritt vom November 2011 gab es sechs «ungewählte», vom Parteien- und Machtapparat ausgeklügelte Regierungschefs. Keiner konnte der italienischen Politik, Wirtschaft und Gesellschaft seinen Stempel aufdrücken und durchgreifende Reformen durchsetzen. Draghi schickt sich an, als nächster ein Stückwerk zu vollbringen.

Matthias Rüb ist Italien-Korrespondent für die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*.

Peter Pan und die Hausfrau

Die Suche nach dem heiratsfähigen Mann ist schwieriger denn je. Schuld daran sind die Frauen.



In der letzten Ausgabe der *Weltwoche* hielt Roger Köppel ein glühendes Plädoyer für Streit in der Ehe. In meiner Generation ist es hingegen schon schwierig, jemanden zu finden, der überhaupt noch streiten kann. Beziehungsweise sich nicht permanent wie ein Kleinkind aufführt, wenn's knallt. Heiraten? Ja, gerne! Aber jemanden zu finden, der heiratsfähig ist, ist schwieriger denn je.

In den neunziger Jahren galt «Friends» als eine der Serien überhaupt: sechs Freunde um die dreissig, die in New York auf der Suche nach der grossen Liebe sind. Und obwohl alle Hauptdarsteller weiss, heterosexuell und damit nach heutigen Massstäben zutiefst privilegiert sind, verhalf «Friends» der jungen Jennifer Aniston zum absoluten Durchbruch. Am Ende erhielt sie eine Million Dollar pro Folge.

Was neben der angenehmen Abstinenz jeglichen woken Firlefanzen vor allem auffällt, ist, wie erwachsen die Rollen im Vergleich zu den heute Dreissigjährigen wirken; waren Menschen damals reifer?

Selbst der Dauer-Single und zumeist arbeitslose Schauspieler Joey wohnt alleine in einer aufgeräumten Wohnung. Heute ist es zum Teil schon schwierig, jemanden zu finden, der nicht auf der Suche nach einem Mama-Ersatz ist, weil er bis Ende zwanzig noch bei ihr gewohnt hat. Auch eine einigermaßen eingerichtete und aufgeräumte Wohnung ist bei Männern keine Selbstverständlichkeit mehr. Davon abgesehen, dass in Zeiten von Tinder und Co. viele erkannt haben, dass man für Sex nicht zwangsläufig eine Bindung eingehen muss. Und da die biologische Uhr beim

starken Geschlecht nicht ganz so laut tickt wie bei Frauen, werden diese mit den Worten getröstet, dass man halt «momentan nichts Festes» sucht.

Ich glaube, es besteht ein zunehmendes Problem darin, dass der heutigen Generation die Beziehungsvorbilder abhandengekommen sind. Nie sind so viele Kinder bei einem alleinerziehenden Elternteil aufgewachsen wie heute. Ein Trend, der in meiner Generation

Das Problem besteht darin, jemanden zu finden, der noch in der Lage ist, Dispute auszuhalten.

begann. Wer aus einer zerrütteten Familie stammt, ist meiner Erfahrung nach nicht nur häufiger desillusioniert, was das Thema Beziehung angeht, er hat am Beispiel der eigenen Eltern oft auch nie erfahren, was es bedeutet, Talfahrten in einer Partnerschaft zu überstehen.

Wir leben in einer Gesellschaft, in der immer mehr Menschen den Weg des geringsten Widerstands gehen: sei es in Beziehungen, am Arbeitsplatz oder generell beim Bilden und Vertreten einer eigenen Meinung. Und wir erleben, wie es Elke Heidenreich jüngst wegen Entgleisungen der neuen Bundesvorsitzenden der Grünen Jugend ausdrückte, eine «sprachlose» Generation, die kaum mehr in der Lage ist, adäquat zu kommunizieren. Ein Problem, das, wie ich finde, auch auf meine Altersgenossen, um die dreissig, übertragbar ist.

Ich teile die Auffassung von Roger Köppel, dass Auseinandersetzungen in einer Beziehung das Salz in der Suppe sind. Das Problem besteht vielmehr darin, jemanden zu finden, der noch in der Lage ist, Dispute auszuhalten und seinen Standpunkt zu kommunizieren. Wer in die Auseinandersetzung geht, muss Gefühle und Gedanken in Sprache verpacken können. Etwas, was zum Teil nicht einmal mehr die Akademiker schaffen.

Zudem stellt sich die Frage, welche Art von Diskussionen man führt. Ich möchte nicht Hunderte Male dasselbe sagen müssen. Ich möchte als erwachsene Frau nicht die Mama für einen Mann spielen, der nicht erwachsen werden will. «I ain't your mama», sang Jennifer Lopez einst, und die Vermutung liegt nah, dass sie vielleicht auch deshalb bereits drei Mal verheiratet war.

Dabei geht es nicht darum, dass ich nicht gerne «häuslich» bin. Dass ich nicht auch Spass habe, mich um den Haushalt zu kümmern und meinen Partner zu umsorgen. Aber ich muss das Gefühl haben, dass wir ein Team sind. Dass auch mir der Rücken freigehalten wird.

Viele Männer kreisen ausnahmslos um sich selbst. Warum? Weil sie es können. Weil sie sich nicht mehr bemühen, weil sie keine feste Bindung eingehen müssen, um zum Zug zu kommen. Die Frau ist selbst schuld; sie hat ihre mächtigste Waffe aus der Hand gegeben. Der Mann als ewiger Peter Pan, der allenfalls eine Beziehung eingeht, wenn er jemanden braucht, der seine Wäsche wäscht und seine Termine beisammenhält. Aber ich möchte um meiner selbst Willen geliebt werden und nicht, weil ich so eine gute Hausfrau bin.

Jetzt lacht keiner mehr

Die eigene Partei liess ihn links liegen.
Die Öffentlichkeit verspottete ihn als «Scholzomat».
Wie aus dem Schaffer Olaf Kanzler Scholz wurde.

Lars Haider

Alles begann im Frühjahr 2018. Olaf Scholz hatte sich entschlossen, das Amt als Erster Bürgermeister der schönen Hansestadt Hamburg aufzugeben, um Bundesfinanzminister und Vizekanzler in Berlin unter Angela Merkel zu werden. Wir trafen uns zu einer Art Abschlussgespräch: Scholz, der scheidende Bürgermeister, ich, der bleibende Chefredaktor des *Hamburger Abendblatts*. Ich weiss noch, dass ich mir von dem Gespräch nicht viel erwartet hatte. Schon gar nicht, dass daraus drei Jahre später ein Buch werden sollte. Ein Buch über den neunten Bundeskanzler der Bundesrepublik. Das Buch über – Olaf Scholz.

Weise Voraussicht

Der erzählte mir damals eine Geschichte, die von Minute zu Minute unglaubwürdiger wurde. Als sie vorbei war, sagte ich zu meinen Kollegen in der Chefredaktion: «Ich glaube, jetzt ist er wirklich übergeschnappt.» Was Scholz gesagt hatte? Nun, das: Er gehe nach Berlin, um sich als Finanzminister und Vizekanzler als wichtigster Politiker hinter Merkel zu positionieren. Bei der Bundestagswahl 2021 werde er dann Kanzlerkandidat der SPD sein (was ich damals für ausgeschlossen hielt, so unbeliebt, wie Scholz in der eigenen Partei war) und alle Chancen auf den Sieg haben, weil Angela Merkel nicht mehr antreten werde. «Das wird eine ganz andere Wahl werden als alle Bundestagswahlen, die wir bisher erlebt haben», sagte Scholz. Viele Wählerinnen und Wähler würden erst kurz vor dem Wahltermin registrieren, dass die beliebte Kanzlerin wirklich weg sei; und sie würden nach jemandem suchen, der so ähnlich ist wie sie, kompetent, erfahren, ruhig. Scholz sprach von sich, dem «männlichen Merkel», und er sagte im Frühjahr 2018 voraus, dass die Stimmung erst wenige Wochen vor der Wahl im September 2021 kippen würde und man mit einem Wert von Mitte 20 Prozent Bundeskanzler werden könnte. Wenn Scholz «man» sagt, meint er meistens: «ich».

Wie gesagt: Ich dachte, er sei übergeschnappt. Die Wahrheit ist: Er war es nicht. Olaf Scholz wurde Kanzlerkandidat, die Stimmung kippte

Hamburg

zu seinen Gunsten knapp sechs Wochen vor der Wahl, und am Ende reichten 25,7 Prozent, um Bundeskanzler zu werden. Als ich ihn wenige Tage vor der Bundestagswahl in Berlin traf, kam Olaf Scholz grinsend auf mich zu und sagte nur ein Wort: «Na?»

Seine Geschichte ist die eines Politikers, der von der eigenen Partei lange nicht gemocht und von weiten Teilen der Öffentlichkeit als «Scholzomat» verspottet wurde, weil er oft sperrig redet, und auf Fragen selten direkt antwortet und der trotzdem immer davon überzeugt war, eines Tages Bundeskanzler zu werden. Scholz wäre gern schon 2017 angetreten. Weil das nichts wurde, war 2021 seine letzte Chance. Er hat ihr bis zuletzt alles untergeordnet, hat im März aufgehört, Alkohol zu trinken, dreimal die Woche Sport gemacht, um sich selbst nicht vorwerfen zu müssen, nicht alles dafür getan zu haben, ins Kanzleramt zu kommen.

Nun hat er es geschafft. Ein Politiker, der seit Jahrzehnten in Deutschland ganz oben mitspielt, der SPD-Generalsekretär unter Bundes-

2021 war seine letzte Chance. Er hat ihr alles untergeordnet, hat aufgehört, Alkohol zu trinken, Sport gemacht.

kanzler Gerhard Schröder («Aus dem Olaf wird mal was») war, Bundesarbeitsminister in der Finanzkrise, Hamburger Bürgermeister, Vizekanzler und von dem man trotzdem kaum etwas weiss. Ein Buch über Scholz? Gab es bisher nicht, auch, seien wir ehrlich, weil sich niemand für ihn interessierte. Das hat sich geändert, und das wird sich in den kommenden vier Jahren und darüber hinaus ändern. Ich gehe fest davon aus, dass Scholz sich 2025 nicht nur wieder zur Wahl stellen wird, sondern dass er gewinnen wird. Viel deutlicher als in diesem Jahr.

Denn tatsächlich ist er einer der besten Politiker, die es in Deutschland gibt. Scholz ist kein Menschenfänger, kein mitreissender Redner, er ist von seinem Naturell eher schüchtern und zurückhaltend. Wenn seine Berater nicht aufpassten, konnte es in der Vergangenheit sein,

«Leute wollen einen Bundeskanzler,

dass er bei einem Termin ziemlich verloren in einer Ecke stand, und sei es, weil er sich nicht aufdrängen wollte. Scholz ist es nicht in die Wiege gelegt worden, auf andere Menschen zuzugehen, er mag es nicht gern, vor den Kameras von Fotografen und Fernsichtteams zu stehen.

Hellwach und belastbar

Dafür hat er jede grosse und kleine politische Frage mehrfach gründlich durchdacht und weiss, wovon er redet. Scholz ist einer dieser Aktenfresser, den all die Regierungschefs fürchten, die sich vor Gesprächen mal schnell von einem Referenten über die Themen informieren lassen. Wer unvorbereitet in eine Verhandlung mit Olaf Scholz geht, hat schon verloren, wer vorbereitet ist, meist auch. Der Kanzler ist, das hat er mit seiner Vorgängerin gemeinsam, nicht aus der Ruhe zu bringen, er ist immer hellwach und extrem belastbar. Und es gilt der Satz, den er in seiner Hamburger Zeit erstmals formuliert hat: «Wer bei mir Führung bestellt, bekommt sie auch.» Wobei das nicht heisst, und das ist die gute Nachricht für die grünen Regierungsmitglieder Annalena Baerbock und Robert Habeck sowie den liberalen Finanzminister Christian Lindner, dass Scholz nicht andere neben sich glänzen lassen kann. Es ist ihm sogar wichtig, er wird seine Minister öffentlich niemals kritisieren. Das gehöre sich nicht, findet er.

Olaf Scholz handelt sowieso nach einem, wie Lindner es bei der Vorstellung des Koalitionsvertrags zwischen SPD, Grünen und FDP richtig beschrieben hat, ganz klaren «Gerüst». Eine seiner Grundregeln lautet: «Never complain, never explain» – Beschwerde dich nie, erkläre nie. Scholz hält zudem nichts davon, in einem wichtigen politischen Amt Gefühle zu zeigen,



keinen Zirkusdirektor»: Spitzenpolitiker Scholz.

die «Leute wollten einen Bundeskanzler, keinen Zirkusdirektor», er witzelt über Politikdarsteller, von denen es in Deutschland einige geben soll, insbesondere je weiter man nach Süden kommt ... Scholz macht, was er sagt, und er sagt, was er macht, darauf kann man sich verlassen.

Worauf man sich auch verlassen kann, ist, dass Scholz so bleibt, wie man ihn kennt. Wer glaubt, dass sich der 63-Jährige in seinem neuen Amt zu einem Charismatiker entwickeln oder grosse Reden schwingen wird, wird enttäuscht werden: «Ich bin, wie ich», sagt er dazu, und genau deshalb ist er offensichtlich auch gewählt worden. Die Deutschen wollen einen Kanzler, der das, was er macht, sehr ernst nimmt. Das ist Scholz, zu 100 Prozent.

Seine Gesichtszüge froren ein

Er hat auch eine andere Seite, man glaubt es kaum, und man wird es selten sehen. Scholz ist leidenschaftlich, sehr leidenschaftlich, wenn es um seine Idee von Politik geht. Er ist nicht mit siebzehn Jahren in die SPD eingetreten, um Bundeskanzler zu werden (na ja, vielleicht doch), er hat es getan, weil er seinen Beitrag dazu leisten will, dass «jeder in diesem Land sein Glück finden und von seiner Arbeit gut leben kann». Scholz meint es mit dem Respekt, den man jedem in einer Gesellschaft entgegenbringen sollte, sehr ernst. Auch wenn er manchmal überheblich wirken kann, ist er niemand, der auf andere herabblickt, nur weil sie vielleicht kein Abitur haben. Im Gegenteil: Scholz glaubt, dass sich die Politik in den vergangenen Jahren viel zu wenig um all die gekümmert hat, die die Arbeit machen; aktuelles Stichwort: Pflegekräfte.

Schon als Jungsozialist hat er auch für die Gleichberechtigung von Frauen und Männern

gekämpft. Dass die Regierung möglichst paritätisch besetzt ist, ist ihm wichtig. Olaf Scholz ist ein Feminist, viel mehr, als das Angela Merkel jemals war. Wenn er von seiner Frau spricht, sagt er nicht «meine Frau», sondern «Britta Ernst», und reagiert ärgerlich, wenn er irgendwo die Frage liest, wer denn «die Frau an Olaf Scholz' Seite» sei. Er hasst diese Art zu denken; wie sehr, konnte man vor der Wahl in einer Talk-Runde der Frauenzeitschrift *Brigitte* erleben, als eine Journalistin ihn fragte, ob Britta Ernst ihren Job als Bildungsministerin in Brandenburg denn weitermachen könne, wenn er tatsächlich Kanzler sei. Scholz' Gesichtszüge froren ein, der Blick wurde starr: «Britta Ernst ist eine erfolgreiche Politikerin und jetzt in einem zweiten Bundesland Ministerin.» Er brach ab.

Die Journalistin hakte nach: «Heisst, sie wird weiterarbeiten?» Scholz: «Das ist ehrlicherweise eine Frage, die mich empört, wenn ich das ganz offen sagen darf. Ich weiss nicht, ob die auch Männern gestellt wird, die Ehegatten sind. Ich finde es schon so, dass es möglich sein muss, dass eine grossartige Politikerin und ein Politiker eine Laufbahn haben können, dass nicht der eine davon abhängig ist, was bei der anderen passiert. Das ist für mich auch ein Ausdruck dafür, dass es bei uns in der Gesellschaft mit der Gleichstellung noch nicht so weit her ist, dass diese Fragen überhaupt erörtert werden.»

Auch das will er ändern, der Mann, über den Anfang 2021 in Berlin noch folgender Witz kursierte: «Olaf Scholz wird Bundeskanzler.»

Jetzt lacht keiner mehr.

Lars Haider ist Chefredaktor des *Hamburger Abendblatts*. Am 6. Dezember erscheint von ihm «Olaf Scholz. Der Weg zur Macht» (Klartext-Verlag).

Badran beschimpft ihre Gegner

Sozialdemokratin Jacqueline Badran ist für das Schweizer Fernsehen SRF eine Art Popstar. Es gibt kaum ein Sendegefäss, in dem sich die Zürcher SP-Nationalrätin nicht aufblasen darf. Das Problem bei Badran ist, dass sie sich nicht mehr im Griff hat.

SVP-Nationalrat Andreas Glarner wurde von ihr einmal als «huere fucking Glarner» beschimpft. Den Mitarbeiter eines Nachtclubs, der ihr das Rauchen verbot, bezeichnete sie als «Scheiss-Türsteher». Doch im SRF-Abstimmungsstudio vom letzten Sonntag hat sie sich selbst noch übertroffen.

Zuerst herrschte sie Massnahmenkritiker Josef Ender an, er solle mit dem dämlichen Grinsen aufhören. Dann beschimpfte sie ihn auch noch mit den unflätigen Worten, er habe «keine Eier».

Einschaltquoten in Ehren. Aber eine Badran, die nicht den leisesten Funken Anstand im Gepäck hat, gehört definitiv nicht mehr ins Fernsehen.

Hubert Mooser

Twitter-Dorsey muss gehen – Karma?

Die beste Satire schreibt bekanntlich das Leben. Und gute Satiriker orientieren sich darum nahe am Leben. So meldete die Satire-Website *Babylon Bee*, Twitter-Mitbegründer Jack Dorsey räume seinen Sessel als CEO aus Scham, nachdem ihm bewusst geworden sei, dass er Joe Biden bei der Wahl zum US-Präsidenten geholfen habe.

Tatsächlich repräsentiert Dorsey zusammen mit Mark Zuckerberg Big Tech. Sie stehen für Imperien, die hemmungslos in den Wettbewerb der Ideen eingreifen und ohne transparente Regeln auch vor Manipulation und Zensur nicht zurückschrecken.

Zum Beweis, dass es ihm dabei nur um das übergeordnete Gute geht, gebiert sich Dorsey wie ein indischer Guru mit Bart und asketischem Lebenswandel. Er badet in Eis, nimmt ausserhalb seiner Fastenperioden pro Tag nur eine Mahlzeit zu sich und verschlingt dafür Unmengen an Vitaminen.

Dabei vernachlässigte er die Führung seines Unternehmens, das einen Wert von fast 40 Milliarden Dollar hat. Mächtige Gruppierungen sägten schon lange an seinem Stuhl. Nach Bekanntwerden von Dorseys Ausscheiden erhöhte sich der Wert der Twitter-Aktie sprunghaft. In seiner irren Welt nennt man das wohl Karma. *Claudio Zanetti*

BRODER

Von der Schwäbischen Alb zum Minister

Ich habe es die ganze Zeit geahnt, jetzt weiss ich es. Das Gerede der Ampel-Parteien, man verhandle nicht über Posten, man wolle sich über Inhalte einig werden – es war eben nur Gerede. Tatsächlich wurde über Posten verhandelt. Wer bekommt welches Ministerium? Wer wird mit welchem Posten «entschädigt», weil er sich eigentlich einen anderen Posten gewünscht hat?

Dabei gingen Träume zu Bruch, und Albträume wurden wahr. Annalena Baerbock, die gerne Kanzlerin geworden wäre, wird das Auswärtige Amt führen, als erste Frau in der Geschichte des Hauses, was offenbar der massgebliche Grund für ihre Berufung war, während der Fraktionsvorsitzende der Grünen, Anton Hofreiter, der sich das Verkehrsministerium erhofft hatte, am Ende leer ausging; man konnte ihm, so hiess es in einem TV-Bericht, «die Enttäuschung durch die Maske hindurch» ansehen.

Özdemirs Rückgrat

Mehr Glück hatte die grüne Vizepräsidentin des Bundestages, Claudia Roth, sie wird Staatsministerin für Kultur und Medien und ein Büro im Bundeskanzleramt beziehen. Sie war «einfach dran», nach Jahrzehnten im Dienst der Partei, der sie ihr Privatleben geopfert hatte.

Dass es auf Eignung und Kompetenz bei der Vergabe der Ämter nicht ankommt, wurde spätestens mit der Ernennung von Cem Özdemir zum Minister für Landwirtschaft und Verbraucherschutz klar. Er hatte für die Grünen mit fast 40 Prozent ein Direktmandat geholt.

Allerdings – Landwirtschaft und Verbraucherschutz sind nicht seine Domänen. Als Aussenminister aber wäre er eine Idealbesetzung. Er hat das Rückgrat, um auch mit Putin und Lukaschenko zu reden, ohne einzuknicken.

Für die Grünen war etwas anderes entscheidend. Erstmals in der Geschichte der Bundesrepublik, so Grünen-Chef Habeck, «wird ein Kind einer türkischen Einwandererfamilie deutscher Bundesminister», und mehr als nur das, nämlich: «im deutschesten Ressort überhaupt, wenn man so will».

Soll heissen: Annalena Baerbock kommt «aus dem Völkerrecht», Cem Özdemir aber vom Lande, aus der Schwäbischen Alb.

Henryk M. Broder

Bürgerliche Sympathien

Das Ja zur Pflegeinitiative gilt als Erfolg der Gewerkschaften. Dabei kam das Anliegen ursprünglich von rechter Seite.

Robert Nef

Das Anliegen der Pflegeinitiative ist jetzt in den ersten Abstimmungskommentaren durchwegs unzutreffend dargestellt worden. Ihr Ursprung ist nämlich nicht auf Gewerkschaftsseite, sondern ist die parlamentarische Initiative Joder (SVP BE), die am 16. März 2011 mit dem Titel «Gesetzliche Anerkennung der Verantwortung der Pflege» eingereicht wurde. Da das Parlament nicht auf die von einem SVP-Parlamentarier eingereichte Initiative eintrat, wollte sich der Berufsverband der Pflegefachfrauen und Pflegefachmänner (SBK) über den Weg des Volkes Gehör verschaffen und lancierte im Januar 2017 eine Initiative mit dem Titel «Für eine starke Pflege» (Pflegeinitiative).

Damit knüpfte der Berufsverband an den Vorstoss der Hausärzteschaft an, die 2009 eine Initiative eingereicht hatte, deren direkter Gegenvorschlag zur medizinischen Grundversorgung 2014 dann einen Ja-Stimmen-Anteil von 88 Prozent erreichte. Das Initiativkomitee der Pflegeinitiative war breit abgestützt: Unter den 27 Urheberinnen und Urhebern befanden sich neben Ärztinnen und Ärzten sowie Personen aus dem Pflegebereich zahlreiche (ehemalige) Nationalrätinnen und Nationalräte von allen grösseren Parteien – mit Ausnahme der FDP. Von einem «klaren und erstmaligen Sieg» von Links/Grün und Gewerkschaften bei der Pflegeinitiative kann daher keine Rede sein.

Kontraproduktive Kampagne

Bei der parteipolitischen Beurteilung des Abstimmungsergebnisses von 61:39 ist – unabhängig vom konkreten speziellen Abstimmungsverhalten bei diesem Urnengang – vom jeweiligen Wähleranteil der Parteien auszugehen. Dieses Bild präsentiert sich wie folgt: FDP 15 Prozent, Mitte/CVP 11 Prozent, SP 17 Prozent, SVP 25 Prozent, Grüne 13 Prozent, Übrige 19 Prozent.

Angenommen, SP und Grüne haben geschlossen mit Ja gestimmt und die Mitte zur Hälfte, dann führt dies erst zu 35 Prozent Ja-Stimmen. Es haben also immer noch gut 25 Prozent der SVP- und der FDP-Wählerschaft mit Ja

gestimmt. Ich selbst gehöre als FDP-Mitglied zu diesen 25 Prozent.

Die Bevölkerung stimmte generell sympathiebezogen und nicht parteipolitisch – wobei zu bemerken ist, dass auch viele Nein-Stimmende an die meiner Ansicht nach eher fragwürdige Behauptung geglaubt haben, ein Nein zur Initiative führe über den indirekten Gegenvorschlag schneller und effizienter zu einer Förderung der Pflegeberufe. Es kann doch nicht sein, dass ein klares Volksmehr zur Förderung eines generellen Anliegens im Parlament tatsächlich einen Bremseffekt hat! Die Meinung, die Nein-Stimmenden seien grund-

Die Bevölkerung stimmte generell sympathiebezogen und nicht parteipolitisch.

sätzlich gegen eine Förderung der Pflege gewesen, entbehrt jeder Grundlage.

Die Grundsympathie gegenüber dem Pflegeberuf ist, auch unabhängig von der Pandemie, gross. Sie übertrifft alle Bedenken der konsequenten «Verfassungskosmetiker», die davon ausgehen, dass die Förderung einer speziellen Berufsgattung, so wichtig sie auch sei, grundsätzlich nicht in die Verfassung gehöre.

Nun zum pikanten Punkt: Was erklärt den Rückgang von ursprünglich über 70 Prozent zu den jetzt 61 Prozent Befürwortenden? Es gab wohl eine grössere Zahl an Stimmenden, die von einem ursprünglichen Ja zu einem Nein kippten, weil sie die überrissenen gewerkschaftlichen Postulate, bezüglich Lohn, Zulagen und Frühpensionierung, die im Initiativtext gar nicht enthalten sind, einfach nicht auf die Verfassungsstufe heben wollten. Die laute und unsympathische gewerkschaftliche Kampagne für ein Ja, die an populistische Protest- und Streikbewegungen erinnerte und eigentlich nicht zum Pflegeberuf passte, war für die Initiative also nicht nur überflüssig, sondern klar kontraproduktiv.

Robert Nef ist Publizist in St. Gallen.

MeToo auf Chinesisch

Nach langer Liaison wirft Tennisstar Peng Shuai einem hohen Politiker sexuellen Missbrauch vor. Westliche Medien übernehmen ihre Darstellung unhinterfragt. Ist die Sache wirklich so klar?

Urs Gehriger

Seit Wochen macht das Schicksal des chinesischen Tennisstars Peng Shuai Schlagzeilen. Die Spitzensportlerin, 35, wirft Ex-Vizepremier Zhang Gaoli, 75, Vergewaltigung vor. Fieberhaft schreiben sich westliche Journalisten die Finger wund über Chinas prominenten «Me-Too-Fall». Wobei die Rollen klar verteilt sind: hier das hilflose Opfer, dort der sexgeile Parteibonze, der ungeschoren seine Macht ausnützt.

Offenbart hat Peng ihr Leid in einem Post auf Weibo, dem chinesischen Pendant zu Twitter, der sofort nach Erscheinen am 3. November von Pekings Zensur gelöscht wurde – was den Verdacht befeuerte, dass hier ein Unhold von höchster Warte gedeckt werde.

Liest man Pengs langen Post, stellt man allerdings fest, dass die Geschichte viel komplexer ist, als allgemein berichtet. So wird meist ausgeblendet, dass die Tennisspielerin – gemäss eigenen Worten – über Jahre eine enge Beziehung mit dem Funktionär hatte, die nicht nur einvernehmlich, sondern auch überaus vielfältig und glücklich war.

«Ich habe alles in mir vergraben»

Begonnen hatte diese vor mehr als sieben Jahren in der Hafenstadt Tianjin, wo Zhang Bürgermeister war. Peng war eben zur weltweiten Nummer eins im Tennisdoppel aufgestiegen. Doch offenbar kam die Liaison zwischen dem Tennis-Ass und dem Partei-Promi bald zu einem abrupten Ende. 2013 zog Zhang nach Peking und stieg zum Vizepremier auf. Jahrelang habe sie nichts mehr von ihm gehört, schreibt Peng. Offenbar ist sie nie über den Verlust ihres Geliebten hinweggekommen. «Ich habe alles in mir vergraben», schreibt sie.

Nach seiner Amtszeit als Vizepremier habe er sich 2018 plötzlich gemeldet. Am Tag des Wiedersehens sei es zweimal zum sexuellen Akt gekommen. Die Übersetzung von Pengs Post aus dem Chinesischen lässt keinen eindeutigen Schluss zu, ob es sich dabei um Vergewaltigung handelte. Im zweiten Fall willigte sie nach langem Gespräch gemäss eigenen Worten zum Beischlaf ein. «In Anbetracht der Zuneigung, die ich vor sieben Jahren für dich empfand, stimmte ich zu.»



«Die Dinge haben sich anders entwickelt»: Tennisspielerin Peng.

Offenbar war das Ereignis an jenem ominösen Tag vor drei Jahren jedoch nicht so traumatisch, wie es nun in der weltweiten Presse dargestellt wird. Vielmehr entflammte beim Wiedersehen Pengs Liebe zu Zhang sofort von neuem. «Von diesem Tag an habe ich meine Liebe zu dir erneuert.» Peng schildert ihn als Geliebten mit edlen menschlichen Qualitäten. «Während der

Offensichtlich setzte sie darauf, dass er sich eines Tages von seiner Frau scheiden lassen würde.

gesamten Zeit, die ich danach mit dir verbrachte, warst du ein sehr guter Mensch, der mich gut behandelt hat.» Es entfaltete sich eine vielfältige, tiefe Beziehung, bei der er – einmal in der Rolle des Liebhabers, dann wieder als väterlicher Lehrer – grosse Zuneigung und Affektion zeigte.

«Du hast mich über so viele Themen aufgeklärt, und wir haben über Wirtschaft und Politik diskutiert. [...] Wir spielten Schach, sangen, spielten Tischtennis, spielten Billard und spielten auch zusammen Tennis.» Die beiden blühten auf, sie waren glücklich zusammen, zwei Menschen, wie von Natur aus füreinander geschaffen. «Wir hatten immer unendlich viel

Spass. Es war, als ob unsere Persönlichkeiten perfekt zueinanderpassten.»

Peng führte das Leben einer geheimen Geliebten. Offensichtlich setzte sie darauf, dass Zhang sich eines Tages von seiner Frau scheiden lassen und sich zu ihr bekennen werde. Doch dazu kam es nicht, «die Dinge haben sich anders entwickelt, als ich es wollte», schreibt sie. Ihr Alltag als stille Mätresse wurde zunehmend zur Belastung und Qual. «Am Anfang war alles in Ordnung. Aber mit der Zeit änderten sich die Dinge. Es gab so viel Ungerechtigkeit und Demütigung.» Zhangs Ehefrau, die von der Affäre wusste, gifelte hinter seinem Rücken und erniedrigte Peng mit Worten.

Wie ein klassischer Rosenkrieg

Ende Oktober kam es zwischen Peng und Zhang zum Eklat. «Am 30. haben wir uns sehr heftig gestritten.» Er stellte eine Aussprache in Aussicht, sagte aber kurzfristig ab. Nun ging Peng an die Öffentlichkeit und entfachte mit ihrem Post den bekannten Sturm. Zhang und das Regime schweigen zur Affäre. Die einzige Darstellung, die vorliegt, ist jene von Peng. Somit lässt sich kein schlüssiges Bild davon zeichnen, was tatsächlich geschehen ist.

Es ist durchaus möglich, dass Zhang Gaoli die junge Frau sexuell und psychisch missbraucht hat. Und dass Peng Shuai jetzt nach langem Leidensweg traumatisiert zur Verzweiflungsthat schritt. Denkbar aber auch, dass es sich hier um einen klassischen Rosenkrieg handelt. Und um einen sorgfältig kalkulierten Racheakt einer frustrierten Mätresse, die sich erhofft hat, den mächtigen Mann offiziell für sich zu gewinnen. «Da Peng und Zhang beide Berühmtheiten sind, wusste sie, dass sie nicht getötet oder verhaftet werden würde», sagt ein China-Kenner, der normalerweise nicht mit Kritik am chinesischen Regime zurückhält. «In der Tat steht sie nur unter Hausarrest. Aber sie hat den Ruf ihrer Erzrivalin [Zhangs Frau] erfolgreich zerstört. Es war einen Versuch wert.»

Der ungekürzte Post von Peng Shuai ist nachzulesen auf www.weltwoche.ch/Dokumente.

Charles ist der Richtige

Manch einer fürchtet um die Zukunft der britischen Monarchie, wenn Elizabeth II. stirbt. Freunde der Krone, eure Sorge betreffend König Charles ist unbegründet.

Andrew Roberts

Das britische Königreich ist ein Buch mit vielen Kapiteln, und wenn Elizabeth II. eines Tages stirbt, wird die Monarchie schlicht eine neue Seite aufschlagen und ein neues Kapitel beginnen. Die Nation und das Commonwealth werden den Verlust beklagen, aber nach der offiziellen Trauerfeier wird der nächste Herrscher gekrönt, und die Geschichte geht weiter.

Ähnlich war es schon früher nach langen Regierungszeiten – als James I. die Nachfolge der grossen Elizabeth I. antrat, als George IV. auf George III. folgte, der 59 Jahre geherrscht hatte, und als Edward VII. auf Queen Victoria folgte, deren lange Regentschaft nur noch von unserer derzeitigen Monarchin übertroffen wird. Jedes Mal herrschte das deutliche Gefühl vor, dass ein Zeitalter zu Ende gegangen war, aber jedes Mal meisterte die Monarchie den Übergang in ein neues Zeitalter. So wird es auch diesmal sein.

Engagement und Leidenschaft

Weil Prinz Charles seit frühester Kindheit Thronfolger ist – im Februar kommenden Jahres werden es siebzig Jahre sein – konnte er sich sein Leben lang auf die Aufgabe vorbereiten, die ihm irgendwann zufallen wird. Wir wissen daher mehr über ihn als über jeden anderen Thronfolger in der britischen Geschichte. Trotz all den Turbulenzen rund um sein Liebesleben in den 1990ern, die nun schon ein Vierteljahrhundert her sind, kennen wir ihn als pflichtbewussten, intelligenten, engagierten, ernsthaften und fleissigen Angehörigen des Königshauses.

Die Aufgabe eines Thronfolgers war zu keiner Zeit leicht, ebenso wenig wie die des Vizepräsidenten der Vereinigten Staaten – beide sind nur einen Herzschlag vom höchsten Amt entfernt. Prinz Charles hat diese Rolle jedoch mit seiner ganzen Person ausgefüllt und weit mehr beigetragen als die anderen erfolgreichen Thronfolger in der britischen Geschichte. Sein Engagement für zunächst unpopuläre oder scheinbar abwegige Dinge war von grosser Leidenschaft getragen und oft bemerkenswert weitsichtig. Die meisten Dinge, für die er sich

einsetzte, sind inzwischen in der Mitte der Gesellschaft angekommen, weshalb er von vielen Menschen zu Recht als jemand wahrgenommen wird, der seiner Zeit weit voraus war. Und mit seinen breitgestreuten Interessen ist er ein wahrer Renaissance-Mensch, wie es ihn heute nur noch selten gibt.

Prinz Charles beruft sich manchmal auf das Vorbild von Prinz Albert, der als Vorsitzender der Kommission die überaus erfolgreiche Weltausstellung 1851 organisierte, und auf den späteren Edward VII., der die einflussreiche Unter-

Die Briten erwarten von Charles, dass er seinen Überzeugungen folgt.

suchungskommission zur Wohnsituation der Arbeiter leitete – heute würde man von bezahlbaren Mieten sprechen. Genau wie ihnen ist es Prinz Charles wichtig, Diskussionen über Themen von allgemeiner Bedeutung anzustossen. Er ist stolz auf die von ihm organisierten Kampagnen, er hat Debatten früher und auf höherem Niveau initiiert als jede andere vergleichbare Figur des öffentlichen Lebens.

Menschenfreundliche Architektur, ökologischer Landbau, alternative Medizin, religiöse Toleranz, fortschrittliche Liturgie,

Geschichtsunterricht in den Schulen, Umweltschutz und andere Fragen, die mit dem Klimawandel einhergehen – zu all diesen kontroversen Themen und noch vielen anderen hat Prinz Charles Stellung bezogen und Unternehmer und Minister mit seitenlangen, handschriftlichen Briefen bombardiert. Als einige Minister davon berichteten, reagierten im Grunde nur die linken Medien mit Unverständnis. Die Briten erwarten von Charles, dass er seinen Überzeugungen folgt.

Einst exzentrisch, heute Mainstream

Auf die Frage, ob er sich gern «einmische», sagte er kürzlich, dass er sich eher als jemanden sehe, der «mobilisieren» wolle. Tatsächlich trifft beides auf ihn zu, denn er weiss natürlich, dass er nach seiner Thronbesteigung nicht mehr öffentlich Stellung beziehen kann zu den vielen Fragen, die politische Konflikte berühren. Da er als König Zurückhaltung üben muss, will er Positionen markieren, bevor jener Tag anbricht. Es wird ein freudig erwarteter Tag sein, der ihm die Chance eröffnet, seine lebenslange Ausbildung endlich in die Praxis umzusetzen. Aber natürlich wird es auch ein Tag der Trauer sein, wie für jeden Sohn, der seine geliebte Mutter zu Grabe tragen muss.

Das Festhalten im 21. Jahrhundert an etwas scheinbar so Irrationalem und Altmodischem wie der Monarchie hat nicht zuletzt damit zu tun, dass es eine staatliche Institution ist, die, weil nicht auf Wiederwahl angelegt, in längeren Zeiträumen denken kann, ohne Rücksicht auf ihre Popularität nehmen zu müssen. Viele Ansichten, die Prinz Charles zum Thema Umwelt vertritt, galten vor dreissig Jahren als exzentrisch, sind heute aber Mainstream. Nur wenige Politiker wären so mutig gewesen, diese Positionen ohne Angst vor möglichen Stimmeinbussen zu vertreten. Charles' Appell, dass muslimische Jugendliche positive Vorbilder in ihrem Umfeld haben sollten, klingt heute ausgesprochen vorausschauend.

Viele Menschen machen sich lustig über sein soziales Engagement, aber es ist unbestritten, dass die 130 gemeinnützigen Einrichtungen,





Zierde für die Monarchie.

die alljährlich mit 3,3 Millionen Pfund bedacht werden, sinnvolle Arbeit leisten. Seine Organisation (The Prince's Trust) unterstützt junge Menschen, die schulische Schwierigkeiten

Wenn er den Thron besteigt, sollte Camilla Königin werden, jeder andere Titel wäre absurd.

haben oder in Heimen aufgewachsen sind, sie kümmert sich um Langzeitarbeitslose und straffällig gewordene Jugendliche. Damit hat sein Trust das Leben dieser Menschen in ebenjener Weise verändert, wie es nichtstaatliche Initiativen nach Ansicht von Labour und Konservativen tun sollten. Wenn Charles eines Tages König von Grossbritannien sein wird, so ist er doch eine Anti-Establishment-Figur, indem er beispielsweise die mehrheitlich linken Lehrer für die Art und Weise kritisiert, wie Geschichte und Englisch unterrichtet werden, und kein gutes Haar an den Stahl-und-Beton-Monstrositäten moderner Architekten lässt.

Prinz Charles hat seinen Mitarbeitern strengstens untersagt, durch private Umfragen herauszufinden, wie es um seine Popularität bestellt ist, aber die vielen an ihn gerichteten Briefe erzählen seit mehr als zwei Jahrzehnten ihre eige-

ne Geschichte. Die Herzogin von Cornwall (ein lächerlicher und nicht verfassungskonformer Titel in einem Land, in dem eine Frau mit der Eheschliessung den Titel ihres Mannes annimmt) hat Charles geholfen, mit der grossen Ironie seines Lebens fertig zu werden, der Tatsache nämlich, dass er in einem Alter, in dem andere in Rente gehen, noch immer nicht die Rolle eingenommen hat, für die er seit frühester Kindheit ausgebildet wurde. Wenn er den Thron besteigt, sollte Camilla automatisch Königin werden, jeder andere Titel wäre absurd.

Der Nation verpflichtet

Es gehört zu den unschätzbaren Vorzügen einer Monarchie, dass sie – im Gegensatz zu Lobbyisten, Unternehmerverbänden, Gewerkschaften und anderen Interessenvertretern – der Regierung völlig uneigennützig Rat erteilen kann. Die Königin, Prinz Charles und Prinz William kandidieren weder für ein politisches Amt, noch müssen sie sich hocharbeiten oder um der Karriere willen ihre Gesinnung verraten, und sie sind auch nicht einem Wahlkreis verpflichtet, nur der gesamten Nation. Es ist eine Stärke der britischen Verfassung, die fort dauern wird. Prinz Charles wird nicht so lange auf dem Thron sitzen wie seine Mutter, aber er wird eine Zierde für die Monarchie sein.

Andrew Roberts ist Historiker und Biograf. Sein neuestes Buch, «George III: The Life and Reign of Britain's Most Misunderstood Monarch», ist kürzlich bei Penguin erschienen.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Gutes, das Mann sich leistet.

www.arthursfinest.com

Gott ist die Ur-Vernunft

Das Christentum bleibt als Grundlage der freien Gesellschaft unverzichtbar. Aufklärer und Liberale verstehen das besser als die kirchlichen Obrigkeiten.

Martin Grichting

Es ist unbestritten, dass die freien westlichen Gesellschaften samt Rechtsstaat und Naturwissenschaften auf jüdisch-christlicher Grundlage ruhen. Denn Judentum und Christentum unterscheiden sich vom alten Orient, von Ägypten, Griechenland und Rom darin, wie sie das Verhältnis von Welt und Religion verstehen. Während weltgeschichtlich und heute noch im Islam der Gottesstaat die Regel ist, kennen Judentum und Christentum eine folgenreiche Zweistufigkeit: Zuerst wird die Welt geschaffen. Sie ist «sehr gut», wie es im ersten Buch der Bibel heisst.

Das bedeutet: Die Natur mit ihren Gesetzen, der Staat, die Wirtschaft und die Gesellschaft haben bereits vor der religiösen Offenbarung ihren Wert und Bestand. Erst in einem zweiten Moment spricht Gott offenbarend, religiös, in die Welt hinein, durch die Propheten und durch Jesus Christus. Dieser anerkennt, dass es bereits eine weltliche, säkulare Wirklichkeit gibt, die es zu achten gilt: «Gebt dem Kaiser, was dem Kaiser gehört, und Gott, was Gott gehört.» Weltlichkeit, vor jeder religiösen Offenbarung bestehende Säkularität, ist also legitim. Und so kann man – paradoxerweise – sagen: Säkularität ist ein religiöses Konzept, das sich Judentum und Christentum verdankt.

Der Fall Galileo Galilei

Ein Zweites: Gott ist nach jüdisch-christlichem Verständnis nicht bloss transzendent, dem Menschen unerkennbarer Wille, sondern zuerst die Urvernunft. Seine Schöpfung mit ihren Gesetzen ist deshalb vernünftig geordnet. Der Mensch partizipiert mit seiner Vernunft an der göttlichen Vernunft. Er kann deshalb die Gesetze der Schöpfung erkennen und letztere vernünftig weiterentwickeln. Diese Sichtweise ist wiederum dem Judentum sowie dem Christentum eigen und legitimiert die Naturwissenschaft sowie die vernünftige Ordnung der Welt und des Staates.

Dass nicht alles, was die Welt und den Menschen betrifft, in religiösen Büchern schon enthalten ist: Darin besteht nach christlicher Auffassung die Chance des Menschen, die Welt gestalten zu können, in Freiheit und nach den



Ordnende Kraft: Priester Grichting.

Möglichkeiten seiner Vernunft. John Stuart Mill hat betont, die «Lehren und Vorschriften Christi» würden «nur einen Teil der Wahrheit enthalten». Es sei ein grosser Irrtum, in der christlichen Lehre eine «vollständige Regel für unsere Lebensführung» zu suchen. Er meinte, damit gegen das Christentum zu sprechen. Dabei hat er doch gerade dessen Pointe erkannt.

Verliert das Christentum seine prägende Kraft, drohen Welt und Religion wieder zusammenzufallen.

Freundlicher hat Alexis de Tocqueville das Gleiche gesagt: «Die Grösse und Heiligkeit des Christentums besteht darin, dass es nur in der natürlichen Sphäre der Religion herrschen will und den ganzen Rest den freien Bewegungen des menschlichen Geistes überlässt.»

Die Christen, die katholische Kirche eingeschlossen, haben dies nicht immer verstanden und gelebt. Deshalb kam es zu religiös motivierten Verfolgungen. Sie bestanden darin, den Anspruch der religiösen Lehre zu überdehnen und letztere dem Bereich auferlegen

zu wollen, welcher «der freien Bewegung des menschlichen Geistes» überlassen ist. Das klassische Beispiel ist der Fall Galileo Galilei. Voltaire hat dazu ironisch bemerkt, die Bibel sei nicht dazu da, uns zu Physikern zu machen.

«Gerechte Freiheit»

Sosehr das Christentum eine mit den Kräften der Vernunft zu ordnende Welt legitimiert: Es bedeutet nicht, dass diese Welt nicht christlich geprägt werden darf. Nur soll es durch die christlichen Bürger geschehen, welche die in der Demokratie legitimen Mittel anwenden. Es ist hier nicht die Aufgabe der kirchlichen Obrigkeit, mit religiöser Autorität einzugreifen. Denn es gibt einen legitimen Pluralismus in den Fragen, die der freien Bewegung des menschlichen Geistes überlassen sind. Das Zweite Vatikanische Konzil sagt diesbezüglich: «Oftmals wird gerade eine christliche Schau der Dinge den Christen eine bestimmte Lösung in einer konkreten Situation nahelegen. Aber andere Christen werden vielleicht, wie es häufiger, und zwar legitim, der Fall ist, bei gleicher Gewissenhaftigkeit in der gleichen Frage zu einem anderen Urteil kommen.» Deshalb sollten die Bischöfe die «gerechte Freiheit, die allen im irdischen bürgerlichen Bereich zusteht, sorgfältig anerkennen».

Das Verhalten religiöser Autoritäten bei der Konzernverantwortungsinitiative hat gezeigt, dass bisweilen die Kirchen ihr Proprium nicht mehr verstehen. Offenbar wissen Aufklärer und Liberale manchmal mehr über das Christentum als dessen Obrigkeiten. Dieser Befund kann nicht überraschen. Denn Aufklärung und Liberalismus haben ihre Erkenntnisse auf der Basis und in dem Freiraum gefunden, den das Christentum geschaffen und legitimiert hat. Das Christentum bleibt deshalb als Grundlage der freien Gesellschaft unverzichtbar. Wenn es seine prägende Kraft verlieren sollte, drohen Welt und Religion wieder zusammenzufallen. Die totalitären säkularen Heilslehren des 20. Jahrhunderts haben gezeigt, wie gefährlich das ist.

Martin Grichting ist ein römisch-katholischer Geistlicher, Kirchenrechtler und ehemaliger Generalvikar des Bistums Chur.

Wir feiern 160 Jahre fundierten und unabhängigen Wirtschaftsjournalismus.



Handelszeitung
Print & Digital-Abo
zum Jubiläumspreis

CHF 145.- statt 290.-



[shop.handelszeitung.ch/
160jahre](https://shop.handelszeitung.ch/160jahre)



Zum 160. Jubiläum der Handelszeitung profitieren Sie von unserem 50%-Jubiläumsrabatt auf das Print & Digital-Abo.

160 Jahre
HANDELSZEITUNG
Wirtschaft im Klartext. Seit 1861.

«Jetzt droht Stagflation»

Wie gut hat Europa die Corona-Krise gemeistert?

Der renommierte Ökonom Hans-Werner Sinn über die verheerenden Folgen der Staatshilfen.

Beat Gygi

Mehr als zwei Dutzend wissenschaftliche Bücher, erschienen in neun Sprachen, verständlich für ein breites Publikum, zudem 140 wissenschaftliche Publikationen, zahlreiche Zeitungsartikel und viele fesselnde Videos – der deutsche Ökonom Hans-Werner Sinn zählt zu den bekanntesten Wirtschaftswissenschaftlern und Autoren Europas. Er hat als Leiter des Ifo-Instituts und Professor an der Universität München das internationale CESifo-Forschernetzwerk und das Institut CES aufgebaut und geführt. Seit seiner Emeritierung 2016 ist er ständiger Gastprofessor an der Universität Luzern. Soeben ist sein jüngstes Buch, «Die wundersame Geldvermehrung: Staatsverschuldung, Negativzinsen, Inflation» erschienen. Wir treffen Sinn zum Gespräch bei einem Besuch in Zürich.

Weltwoche: Herr Sinn, Sie üben seit langem scharfe Kritik an der Geldpolitik vor allem der Europäischen Zentralbank, der EZB. Aber diese hat Europa doch mehrfach aus Krisen gerettet.

Hans-Werner Sinn: Man muss das Gute tun, darf es aber nicht übertreiben. Mass und Mitte müssen auch hier gewahrt bleiben. Geld lässt sich zwar beliebig drucken, aber die ökonomischen Ressourcen, die wirklich den Lebensstandard ausmachen, lassen sich nicht beliebig vermehren.

Weltwoche: Wurde in der Corona-Krise zu viel abgedeckt durch Ausgleichsmassnahmen?

Sinn: Deutschland jedenfalls hat zu viel Geld ausgegeben. Man kann nicht einerseits Produktionsschliessungen anordnen und andererseits den Leuten so viel Geld in die Hand geben zum Einkaufen. Das ist, wie wenn man beim Autofahren gleichzeitig auf die Bremse und auf das Gaspedal tritt. Das überhitzt den Motor.

Weltwoche: Was läuft falsch?

Sinn: Firmen machen keinen Umsatz mehr und erhalten Ersatzgeld vom Staat. Die Staaten verschulden sich massiv, und deren Schuldpapiere werden dann von den Notenbanken mit frisch gedrucktem Geld gekauft. Geld aus der Druckerpresse geht also fast direkt an die



«Wo kein Kläger ist...»: Ökonom Sinn.

Firmen und ihre Mitarbeiter, die in dieser Zeit nicht produzieren.

Weltwoche: Immerhin rettet das Existenzen.

Sinn: Ja, subjektiv haben wir das Gefühl, es sei eigentlich noch alles in Ordnung. Aber die Güter fehlen. Immer mehr Geld jagt immer weniger Güter. Dieses Missverhältnis führt zurzeit zu einer ziemlich heftigen Inflation in Deutschland.

Weltwoche: Was heisst heftig?

Sinn: Die Oktober-Daten für die gewerblichen Erzeugerpreise, die alle Vorstufen der Produktion und nicht nur die Konsum-Endstufen erfassen, liegen um 18,4 Prozent über dem Vorjahr. Das ist die höchste Zunahme seit 1951 und stellt selbst die beiden Ölkrisen der siebziger und achtziger Jahre in den Schatten.

Weltwoche: Ist das einfach eine vorübergehende Spitze wegen der Lieferprobleme?

Sinn: Zum Teil, aber hinzu kommt der enorme Nachfrageimpuls durch Staatsverschuldung und Geld drucken. Die Lieferengpässe werden sich bis zum nächsten Sommer wohl auflösen, sofern die Epidemie nicht wieder zuschlägt, aber es gibt Verstärkungseffekte, die den heutigen Inflationsschub auch in die nächsten Jahre hineinragen.

Weltwoche: Auf welche Weise?

Sinn: Ein wichtiger Verstärkungseffekt ist die Lohn-Preis-Spirale, die entsteht, wenn die

Gewerkschaften in den Tarifverhandlungen zusätzlich zur diesjährigen Lohnsteigerung einen Zuschlag zum Ausgleichen der Inflation erkämpfen. Diese Lohnkosten verteuern die Produktion in den Firmen, die ihrerseits mit Preissteigerungen reagieren.

Weltwoche: Und es gibt weitere Effekte?

Sinn: Ja, ein weiterer besteht darin, dass selbst eine temporäre Inflation die Erwartungen verändern kann. Die Menschen sehen plötzlich, dass etwas, was ihnen vorher unmöglich erschien, doch möglich und wahrscheinlich wird. Dann reagieren sie mit vorgezogenen Käufen, vor allem bei langlebigen Konsumgütern wie Haushaltseinrichtung oder Autos, auch bei Immobilien, wodurch das Wohnen verteuert wird. Das heisst die Inflation von morgen an.

Weltwoche: Eine starke Nachfrage kann doch auch einfach Vorbote einer Belebung sein.

Sinn: Klar, normalerweise würde ein Nachfrageanstieg einen Aufschwung erzeugen, aber jetzt schon ist die Nachfrage viel zu gross. Die Lieferausfälle kosten die deutsche Wirtschaft gut 1 Prozent des Sozialprodukts. Solche Engpässe haben wir seit ewig nicht mehr gehabt, da muss man schon auf die Ölkrisen zurückgehen, ein halbes Jahrhundert zurück.

Weltwoche: Dann herrscht heute also eine Ausnahmesituation?

Sinn: Ja, und was daraus entsteht, hat einen Namen, der ein besonderes ökonomisches Regime bezeichnet: Jetzt droht Stagflation. Das heisst: Die Überschussnachfrage entlädt sich in Inflation, gleichzeitig stagniert die Wirtschaft.

Weltwoche: Was wäre denn jetzt die richtige Politik?

Sinn: Die richtige Geldpolitik wäre: bremsen. Die Preise dürfen nicht einfach so steigen. Die EZB hat ein klares Mandat, nämlich die Gewährleistung von Preisstabilität. Bei einer Verknappung des Güterangebots würde das heissen, Geld aus dem Markt zu ziehen, Angebot und Nachfrage besser miteinander in Einklang zu bringen.

Weltwoche: Das passiert jetzt aber nicht.

Sinn: Die EZB sagt, die aktuelle Inflation sei nur eine vorübergehende Erscheinung, Hand-

lungsbedarf bestehe nicht. Meiner Ansicht nach ist das aber bereits eine Verletzung des Maastrichter Vertrags. Man darf eine Inflation nicht laufen lassen, das ist gesetzlich klar befohlen, und es ist auch ökonomisch nicht sinnvoll, diese laufen zu lassen.

Weltwoche: Viele Ökonomen finden aber, Inflation sei ein willkommenes Schmiermittel.

Sinn: Das Preisniveau in einer Wirtschaft ist eine sehr sensible, un stabile Angelegenheit. Setzt Inflation ein, kann sie über die Selbstverstärkungseffekte rasch ausarten in eine galoppierende Inflation. Die Leute kaufen dann lieber heute als morgen, was die Preisentwicklung anheizt. Umgekehrt verhält es sich bei Deflation, da werden Käufe aufgeschoben. Weil das Preisniveau derart anfällig ist auf Erwartungsänderungen, ist es wichtig, dass man die Preise stabil hält und Gedanken an Inflation gar nicht erst aufkommen lässt.

Weltwoche: Ist die jetzige Euro-Konsumentenpreis-inflation von 4,1 Prozent zu viel?

Sinn: Der Maastrichter Vertrag verlangt 0 Prozent. Die EZB-Führung hat Preisstabilität irgendwann uminterpretiert auf 2 Prozent Inflation. Und jetzt argumentiert sie, man dürfe ruhig eine Weile lang überschüssigen. Wenn man die Ziele verfehlt, passt man sie halt an.

Weltwoche: Man kann einwenden, dass die Zentralbank auch auf die Konjunktur achten und jetzt nicht bremsen sollte.

Sinn: Im Maastrichter Vertrag steht einzig das Ziel Preisstabilität. Anders als die amerikanische Notenbank Fed, die einen mehrfachen Auftrag hat, darf die EZB keine anderen Erwägungen mitberücksichtigen, weder Arbeitslosigkeit noch sonstige wirtschaftspolitische Ziele.

Weltwoche: Das tut sie mit ihren vielen Krisenhilfen aber seit langem.

Sinn: Ja, wo kein Kläger ist, ist kein Richter. Die Regierungen haben keinen Anreiz, vor dem EuGH zu klagen, weil sie selbst zu den Sündern gehören.

Weltwoche: Was passiert, wenn ein Euro-Land wie Italien wegen steigender Zinsen seine Schulden nicht mehr tragen kann?

Sinn: Italiens Verschuldungssituation hat sich etwas entschärft. Nicht wegen solideren Finanzgebarens, sondern weil die Länder jetzt einen Weg gefunden haben, Staatsschulden zu machen, ohne dass diese ihnen angerechnet werden. Sie verschulden sich neu auf der EU-Ebene, die in gemeinschaftlicher Haftung Geld aufnimmt und es dann an die Länder verteilt.

Weltwoche: Wie sehen Sie die Folgen?

Sinn: Die Vergemeinschaftung sichert alle Anleger ab, die Staatspapiere von hochverschuldeten Staaten kaufen. Das führt zu künstlich niedrigen Zinsen und zerstört einen Stabilisierungsmechanismus, der für einen föderalen Verbund essenziell wäre. Es gibt keine selbstregulierende Verschuldungsbremse mehr, das wird Schuldenlawinen auslösen.

Weltwoche: Aber Staatsschulden kosten bei Nullzinsen doch nichts, hört man immer.

Sinn: Lange Zeit wurde die Meinung gepredigt, dass man über Staatsverschuldung die nötigen Mittel zum Konsum und für alle möglichen öffentlichen Zwecke beschaffen könne, ohne dass jemand irgendeinen Nachteil habe. Heute wissen wir, dass das nicht stimmt.

Weltwoche: Auch wenn die Zinsen null sind?

Sinn: Klar, die EZB drückt durch ihre Geldschwemmen-Politik die Zinsen auf null, um Verdrängungseffekte zu übertünchen. Aber es gibt dennoch eine Verdrängung, halt nicht bei Investitionen über höhere Zinsen, sondern ganz allgemein bei den Gütern, via steigende Produktpreise. Die gewaltige Staatsnach-

frage provoziert auf breiter Front Preissteigerungen, die andere Nachfrager aus dem Gütermarkt drängen.

Weltwoche: Wie weit wird Inflation durch die EZB verursacht, und wie weit hat ein Land wie Deutschland es in der Hand, auf nationaler Ebene dagegenzuhalten?

Sinn: Der Grossteil wird sicher durch die Zentralbank bestimmt, aber die nationale Finanzpolitik ist auch wichtig. Begrenzt man die Staatsverschuldung, heisst das die Staatsnachfrage weniger an, es gibt weniger Verdrängungswirkungen, weniger Inflation, dies verbessert die Wettbewerbsfähigkeit.

Weltwoche: Es heisst oft, vor allem der niedrige Euro-Kurs sei gut für Deutschlands Wettbewerbsfähigkeit. Aber hat das Land seine Exporte nicht fast zu billig weggegeben?

Sinn: Ein Wechselkurs kann zu hoch sein oder zu niedrig. Ist eine Ware zu teuer, fehlen Kunden, ist sie zu billig, verdient man nichts. Das gilt für die ganze Volkswirtschaft. Je niedriger der Wechselkurs ist, desto weniger Importe kann man für die verkauften Exportgüter kaufen. Ein guter Lebensstandard braucht ein richtiges Austauschverhältnis.

Weltwoche: Und wo liegt das?

Sinn: Ich bin der Ansicht, dass Deutschland ein gewisses Mass an Aufwertung gebrauchen könnte, wenn es nicht inflationär wirkt. Dass man das hinkriegen kann, beweist ja die Schweiz, sie hält den Wechselkurs durch eine geschickte Währungspolitik da, wo man ihn haben will. Die Schweiz hat sich mustergültig entwickelt in den vergangenen vierzehn Jahren seit der Finanzkrise, ihre Industrieproduktion hat um 25 Prozent zugelegt, während Deutschland mit minus 2 Prozent noch lange nicht die Erholung erreicht hat, die man möchte.

Gemeinsam die eskalierende Corona-Politik sachlich beenden

Wir verlangen als schnell wachsende Klärgemeinschaft auf juristischem Weg und auf Basis unserer Verfassung das elementarste Grundrecht einer Demokratie, den

offenen Diskurs der Fachleute verschiedener Meinungsrichtungen

und ein umgehendes Ende der anhaltenden Willkür der Corona-Politik mit zunehmendem Impfdruck und weiterer Spaltung der Gesellschaft.

Gute, sachliche Argumente haben Diffamierungen, Ausgrenzungen und Repressionen nicht nötig.

Wir bieten allen Menschen in der Schweiz eine Plattform, als Mitklagende unsere Grundrechte auf friedlichem Weg und mit Unterstützung eines top Expertenteams einzufordern. Es gibt kein finanzielles Risiko, egal wie die Klagen ausgehen → alle Infos auf unserer Homepage.

Wir sind schon weit über 7000 Mitstreitende und arbeiten an einer Zukunft für uns und unsere Kinder in einer weiterhin demokratischen Schweiz. Herzlichen Dank!



Diskreter Charme des äusseren Glanzes

Eingang Entlebuch steht die einzige Geschenkpapierfabrik der Schweiz. Ihre hochwertigen, auch ausgefallenen Produkte sind in der ganzen Welt gefragt.

Michael Baumann

Wolhusen

Man mag es kaum wahrhaben, aber die Feiertage stehen bereits wieder vor der Tür. Ein untrügliches Zeichen dafür sind die Werbespots, mit denen die beiden grössten Detailhändler schon seit Wochen tagtäglich das Land überziehen.

Mit dem ersten Schnee bis in die Niederungen ist nun tatsächlich erste vorweihnachtliche Stimmung aufgekommen. Dies spürt auch die Luzerner Firma Stewo, um deren Produkte man in der Schweiz kaum herumkommt.

Viele der Geschenke unter dem Weihnachtsbaum sind in Papier eingepackt, das in Wolhusen eingangs des Entlebuch hergestellt wurde. Unter anderen führen Pfister, Brack, Manor und Jelmoli Geschenkpapiere von Stewo im Sortiment, aber auch Coop, Migros und Papeterien.

«Uns geht es darum, die Weihnachtszeit und die Geschenke zu veredeln», sagt Geschäftsleitungsmitglied Daniel Schaffo.

Volksschullehrer als Gründer

Angefangen hatte alles 1860, als der Volksschullehrer und Wirtschaftspionier Josef Steffen bei Heimarbeiterinnen Couverts und Tüten herstellen liess. Der Name Stewo leitet sich dabei von Steffen und Wolhusen ab.

Dreissig Jahre später, im Jahr 1890, erreichte die Industrialisierung auch das Entlebuch. Der Firmengründer nahm eine mechanische Couvert- und Papiersackfabrik in Betrieb, zu der auch eine Druckerei gehörte. Die Produktion von Geschenkpapier, dem heutigen Kerngeschäft, wurde erst 1934 aufgenommen.

Stewo war damals hierzulande das erste Unternehmen, das auf dieses Geschäft setzte, und ist heute das einzige, das übriggeblieben ist. Immer lief es allerdings auch nicht rund. 2008 musste die Firma die Maschinen abstellen und die Bilanz deponieren – ausgerechnet im Dezember, mitten in der Weihnachtszeit.

Die Übernahme durch einen ausländischen Konkurrenten kam zunächst nicht zustande,



Alles aufeinander abgestimmt.

weil die Banken ihr Veto einlegten. 123 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter standen vor dem Nichts.

Rettung kam dann etwas später dennoch aus dem Ausland. Im Sommer des folgenden Jahres übernahm die Schneider-Gruppe aus Heilbronn die Stewo, hielt am Standort Wolhusen

Sujets wie der Samichlaus werden den länderspezifischen Traditionen angepasst.

fest, modernisierte den Betrieb und richtete ihn neu international aus. Mit neunzig Mitarbeitern erfolgte der Neustart. Heute umfasst die Belegschaft je nach Saison wieder um die hundert Personen.

Zehn Millionen Rollen

Pro Jahr werden in Wolhusen rund 32 000 Kilometer Geschenk- und Seidenpapier für jeden Anlass, auch für Geburtstage, Hochzeiten oder Taufen, produziert und auf etwa zehn Millionen Rollen in aller Welt verkauft. Das entspricht fast dem Umfang der Erde. Rund 70 Prozent davon entfallen auf den Export. In mehr als 48 Länder wird Stewo-Geschenk-

papier vertrieben. Der wichtigste Markt neben der Schweiz ist Deutschland, dann kommen Grossbritannien, Italien, Frankreich und Österreich.

Diesen weltweiten Erfolg hat sich Stewo mit kreativen Designs, hochklassiger Druckqualität und zuverlässigem Service erarbeitet. Zum Sortiment gehören aber mittlerweile auch Seidenpapier, Geschenktaschen, Kartonagen, Servietten, Bänder, Aufkleber und Geldgeschenkkarten – alles aufeinander abgestimmt.

Papier aus Gras

Bis eine neue Weihnachtskollektion in den Geschäften aufliegt und bereit ist, die Weihnachtsgeschenke einzuhüllen, braucht es einen Vorlauf von bis zu achtzehn Monaten. «Unser Anspruch ist es, traditionelle Themen immer wieder neu und frisch zu interpretieren», erklärt Schaffo. Für das Design ist ausschliesslich das vierköpfige Kreativteam zuständig, das Trends hinsichtlich Materialien, Farben und Formen verfolgt und selbst auch neue setzt.

Auch auf der technischen Seite kommt immer wieder Neues – wie zum Beispiel das erste metallisierte Papier oder Graspapier. «Wir brauchen Mut zum Aussergewöhnlichen», führt Schaffo aus. Das sei für das Unternehmen überlebenswichtig. Alle Produkte, welche die Stewo-Fabrik verlassen, tragen das Label «The Art of Giving».

Für jeden Zielmarkt müssen im Atelier besondere Vorlieben berücksichtigt werden. So ist zum Beispiel die Farbe Rot nicht überall gleich; je nach Land ist ein um Nuancen anderer Farbton nötig. Und auch Sujets wie der Samichlaus sehen allseits ein wenig anders aus und werden deshalb den länderspezifischen Traditionen angepasst.

Insgesamt können die Designer für das Geschenkpapier aus über 7000 Farbrezepten und 600 Motiven in der Datenbank auswählen. Ein Klassiker laut Schaffo ist Geschenkpapier mit Sternen, das sich vom Motiv her über die Jahre unverändert hält und nur punkto Farben und Material verändert wird.

Haltet eure Mädchen von Instagram fern

Untersuchungen zeigen, wie toxisch die Plattform für Mädchen sein kann.



Ich gehöre zu den digitalen Selbstinszenierern. In losen Abständen poste ich Fotos auf Instagram und gebe mir dabei alle erdenkliche Mühe, wichtig, frisch und cool auszusehen. Dieser Aktionismus, so sehe ich es, gehört ein Stück weit zur Arbeit einer Youtube-Publizistin, und sie ist anspruchsvoll: Für ein Foto, das passt, landen hundert im Papierkorb. Weil das Licht, die Pose, das Haar nicht stimmen oder die groteske Falte am rechten Mundwinkel übertrieben sichtbar ist.

Die wahren Glamour-Königinnen dieser Welt stellen auf Instagram täglich Bilder ihres körperlich-geistigen Wohlbefindens zur Schau: Morgendliches Shake-Mixen in der Millionenvilla, Yoga-Pose, Luxushandtasche vom Sponsor, sie räkeln ihre perfekten Körper am perfekten Pool. Viele der Fotos werden nachträglich bearbeitet; Filter für sanfte Haut, Beine werden verlängert, Lippen vergrössert, Wangenknochen betont. Mit zunehmender Professionalität der Beauty-Apps driften die zwei Welten, real und digital, immer weiter auseinander. Die Inszenierung geht über die Bilder hinaus: Paare, die zusammen wohnen, wünschen sich über Instagram alles Gute zum Geburtstag. Mütter erklären Töchtern, mit denen sie zum Lunch waren, wie stolz sie auf sie sind (Töchter antworten, wie stolz sie auf ihre Mamas sind). Man beteuert sich gegenseitig seine Liebe. Kurz: Man zeigt der Aussenwelt, wie gut man es hat. Man stellt sich und sein Leben besser dar, als es ist.

Nun, ich finde das alles unterhaltsam und sehe kein Problem darin, wenn man mit dem Aussehen etwas trickst und sich der Welt nur in den vorteilhaftesten Momenten präsentiert. Das Problem aber ist die Wirkung, die der ausgestellte Perfektionismus auf Mädchen und junge Frauen haben kann. Sie bekommen – oder bilden es sich zumindest ein – von ihren Vorbildern die

Botschaft vermittelt: So sehen Körper und Gesichter aus, die gesellschaftlich akzeptiert werden. So sieht ein Leben aus, das erfolgreich ist. So sehen glückliche Menschen aus.

Bei Instagram ist man mit dreizehn Jahren dabei. Die durchschnittliche Dreizehnjährige ist sich nicht bewusst, dass vieles nicht echt ist, dass geschönt und vorgegaukelt wird – oder dass das intensive Absorbieren perfekter Fotos und perfekter Leben irgendwann zu emotionalem Kontrollverlust führen und zur Keimzelle von Selbsthass und Unzufriedenheit werden kann. Ein junger Mensch, der ständig daran erinnert wird, was er selbst alles nicht hat und was alle anderen haben, läuft Gefahr, sich jeden Tag ein bisschen schlechter zu fühlen. Auf der anderen Seite ist es ebenso problematisch, wenn der eigene Gemütszustand von Likes abhängt, sich das Erfolgsgefühl aus einer kollektiven äusserlichen Bestätigung speist.

Der amerikanische Psychologe Jonathan Haidt schreibt in einem Essay im *Atlantic* von «vermutlich Millionen von Mädchen», die geschädigt worden seien. Für ihn «weisen die Opfer auf Instagram hin». Mädchen sind mehr gefährdet als Jungen, unter Industrieländern gebe es ähnliche Erfahrungen. Er verweist zum Beispiel auf eine Studie, die einen plötzlichen, steilen Anstieg psychologischer Erkrankungen unter britischen Mädchen zwischen dreizehn und sechzehn Jahren ab etwa 2013 zeigt. Haidt erklärt es mit dem Timing; die Social-Media-Nutzung unter Jugendlichen hat ab 2010 rapide zugenommen. In den USA sind 2014 80 Prozent der Highschool-Schüler auf einer Plattform aktiv, 24 Prozent davon «fast konstant». Auch britische Wissenschaftler kamen 2017 zum Schluss, dass Instagram die gefährlichste Plattform hinsichtlich der mentalen Gesundheit von Jugendlichen sei. Es werde ein «unrealistisches Bild der Wirklich-

keit» gezeichnet, jeder zeige sich und sein Leben von der besten Seite. Die Scheinwelt erhöhe den Druck auf Jugendliche, während sie sich gleichzeitig minderwertig und ungenügend fühlten. Dazu wurden 1500 Jugendliche zu Angst, Einsamkeit, Körperbild und Schlaf befragt.

Instagram, das dem Konzern Facebook (neu: Meta) gehört, wirkt besonders auf Mädchen und junge Frauen wie eine Droge. Heute besitzen ja viele schon mit zwölf Jahren ein Smartphone, und mir fällt in der Nähe von Schulen manchmal auf, dass einige wie Zombies nur noch aufs Gerät starren. Das ist kein Vorwurf. Wir Älteren kennen diese Erfahrung aus der Teenagerzeit nicht.

Natürlich kann man sich fragen, ob die Sorgen unnötig sind und man junge Menschen einfach ihre Erfahrungen machen lassen soll, aus deren Folgen sie ja auch lernen. Das stimmt sicher teilweise. Nur sind Jugendliche häufig nicht in der Lage, die Konsequenzen ihrer Entscheide abzuschätzen. Ausserdem sollte man nicht vergessen, dass die Verletzlichkeit der menschlichen Natur zum Geschäftsmodell von Konzernen wie Facebook gehört.

Haidt schlägt vor, die Unternehmen zur Herausgabe von Daten zu zwingen und die Altersgrenze zu erhöhen. Aber auch die Eltern stehen in der Verantwortung, den Kindern von klein auf starke Werte und Selbstbewusstsein mitzugeben und ihnen die Mechanismen der digitalen Welt ungeschönt näherzubringen, ein Bewusstsein für die Scheinwirklichkeit zu schaffen.

Das Schwierigste dabei dürfte sein, sich als erwachsener User selbst von dem Gedanken zu verabschieden, dass Likes und Bestätigung im Internet alles bedeuten.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter@TamaraWernli

Tugendeifer der Guten

Nr. 47 – «Emil Bührlers grandiose Sammlung»
Michael Bahnerth und Christoph Mörgeli über
die Ausstellung im Kunsthhaus Zürich

Dass angemessen mit einem schwierigen historischen Erbe wie der Bührlle-Sammlung umgegangen werden soll, ist so unbestritten wie die Notwendigkeit, gestohlene oder den Vorbesitzern abgenötigte Bilder ihren Erben zurückzugeben oder diese zu entschädigen. Das ist weitgehend geschehen. Dass dazu eine weitere Provenienzforschung nötig sein soll, ist daher kaum ersichtlich. Zur Erinnerung: Mit grossem Geschütz haben Moralisten und Gutmenschen bereits die Bildersammlungen des Barons Thysen-Bornemisza und der Flick-Erben aus der Schweiz vertrieben. Die Vertreter der Bilderschätze feierten das als grossen moralischen Sieg. Ist es das? Ist es nicht eher ein grosszügiger Akt und eine Manifestation von Verantwortung und Gemeinsinn der Erben, die weder Waffenfabrikanten noch Kriegsgewinnler waren, ihre herrlichen Sammlungen der Allgemeinheit zugänglich zu machen? Der Tugendeifer der Guten hat bereits zwei einmalige Sammlungen vertrieben. Soll das auch der Bührlle-Sammlung blühen? *Markus Eckstein, Goldach*

Impfen statt trycheln

Nr. 46 – «Herrschaft ohne Hemmung»
Christoph Mörgeli über Corona-Massnahmen

Nein, nicht mit alten Bräuchen und urchigem Schweizertum wird Corona bekämpft, sondern durch Impfen. Namhafte Wissenschaftler, welche die Materie jahrelang untersucht haben, bestätigen, dass nur die fachgerechte Impfung und die übrigen Schutzmassnahmen (Maske,

Abstand etc.) Schutz bieten. Die meisten Impfgegner sind anständige, ehrenhafte Menschen, die nie einen Menschen erstechen oder erschliessen würden. Nein, nein! Aber sie nehmen in Kauf, dass durch ihre Opposition gegen das Impfen die Seuche nie wirklich bekämpft werden kann. Durch ihre Angst oder Gedankenlosigkeit sind sie mitschuldig am Sterben und am Leid der Hinterbliebenen. Ich möchte diese Schuld nicht auf meinem Gewissen haben. Es gibt so viel Schlimmes, gegen das wir nichts tun können, aber hier nicht: Lassen Sie sich impfen, retten Sie Leben! *Trudi Schoch, Winterthur*

Weckruf und Fanal

Nr. 43 – «Weltwunder Christentum»
Editorial von Roger Köppel

Roger Köppels Editorial zum «Weltwunder Christentum» ist Weckruf und Fanal für unseren christlichen Glauben. Tatsächlich sind wir zur Freiheit berufen. Das Christentum ist die grösste Erfolgsgeschichte der Menschheit. An einem Direktionsassessment mit McKinseys mussten wir ein persönlich ausgewähltes Erfolgsunternehmen vorstellen. Ich präsentierte den christlichen Glauben. Er wurde vor 2000 Jahren gegründet, mit einem CEO namens Jesus und einer Geschäftsleitung von zwölf Aposteln, mit einer einmaligen Compliance und Unternehmenskultur, mit hervorragenden Distributionssystemen von Rom über Kleinasien bis in die ganze Welt. Noch heute hat das Christentum über 2,5 Milliarden Kunden und Filialbetriebe verschiedenster Marken. Es begeistert mit persönlicher Kundenbetreuung, hat grosse gesellschaftliche Wirkung und auch finanziell eine positive Bilanz. Die Unternehmensberater staunten und kamen ins Nachdenken. Da stand

ich und konnte nicht anders, wie es Luther so schön sagte. *Roger E. Schärer, Trin Mulin*

Licht im Dunkel

Nr. 47 – «Zukunft ist Einstellungssache»
Adventsbotschaft von Gottfried Locher

Gottfried Locher hat mich ermutigt: Die christliche Adventsbotschaft lebt von der Zuversicht, dass etwas Gutes bevorsteht, dass Gott in dieser Welt Innovatives tut, dass es ein pulsierendes Leben gibt, von dem man noch manches erwarten kann. Welch ein Licht in dunkler Jahreszeit! *Christian Haslebacher, Weinfelden*

Badrantenstadl

Nr. 46 – «Das letzte Universalgenie»
Christoph Mörgeli über Jacqueline Badran

Jacqueline Badran sollte eine eigene Late-Night-Show bei SRF bekommen. Im «Badrantenstadl» könnte sie souverän alle Register ziehen und genüsslich eine E-Zigarette schmauchen. So müsste sie nicht in den Pausen aus dem Fenster qualmen wie früher im Zürcher Rathaus, wo sie ihren Glimmstängel auf dem edlen Naturstein auszu-drücken pflegte. *Ulrich Müller, Rekingen*

Geistiger Hochgenuss

Weltwoche allgemein

Nur schon die Artikel von Michael Bahnerth sind das Geld für die Weltwoche wert. Ein geistiger Hochgenuss! *Jakob Benz, Lábod (Ungarn)*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Stephen Sondheim (1930–2021) Frank Williams (1942–2021)



«Send in the Clowns»: Komponist Stephen Sondheim.

Kann man sich einen schöneren Abgang für keinen Theatermenschen vorstellen? Schon 2010 war ein Broadway-Stück nach dem legendären Texter und Komponisten Stephen Sondheim benannt worden. 2020, mitten in der Pandemie, wurde sein 90. Geburtstag von vielen Stars bis hin zu Meryl Streep mit einem virtuellen Geburtstagskonzert gefeiert. Gerade laufen wieder seine Stücke «Assassins» und «Company». Er selbst hat sich noch vom Premierenpublikum feiern lassen. Und dann ist er, nachdem er abends zuvor das Thanksgiving-Dinner in seinem Haus in Connecticut mit Freunden genossen hatte, dort am 26. November gestorben. Er wurde 91 Jahre alt.

Und spätestens am 9. Dezember, wenn Steven Spielbergs Neufilm der «West Side Story» anläuft, dann wird die Welt den Sondheim-Text mitsingen: «There's a place for us – somewhere.»

Sondheim und Musical, das ist eigentlich ein Widerspruch. Denn er war viel zu komplex und zu melancholisch für diese populäre Form. So hat es lange gedauert, bis der elitärere Kunstbetrieb die Raffinesse dieses Singer-Songwriters verstanden hat, der tückische Theaterstücke bauen konnte wie kein anderer. Mag Andrew Lloyd Webber die Massen abfüttern, das Musical als Kunst war nach Sondheim ein anderes.

Geboren wurde Stephen Sondheim am 22. März 1930 in New York. Bei Oscar Hammerstein, Texter von «Show Boat» und vielen Richard-Rodgers-Erfolgen, lernte Sondheim, er vermittelte den Kontakt zu Bernstein und dem,

was als «West Side Story» von 1957 an seinen Siegeszug antrat. Natürlich waren Sondheims Ehrgeiz eigene Shows, für die er als Textdichter und Komponist zeichnete. Worte und Klänge – für ihn eine untrennbare Einheit, die seine Musik so unverwechselbar macht.

1970 kam der Durchbruch mit «Company»: Singende Grossstadtneurotiker, Ehepaare im Geschlechterkrieg. Es war die Geburt des «Konzept-Musicals», bei dem alles einer Idee untergeordnet ist. «A little Night Music» (1973) nach Ingmar Bergman wurde zur Apotheose der Valse triste, «Sweeney Todd» (1979), die mörderische Geschichte eines dämonischen Barbiers, ist ein wildes Kaleidoskop aus Weill, Berg und Britten. «Sunday In the Park With George» (1984) lässt George Seurat in sein pointillistisches Bild «Ein Sonntagnachmittag auf der Insel La Grande Jatte» treten. «Into the Woods» (1986) bringt Grimms Märchen als Bettelheim-Kommentar auf die Bühne, bis Rotkäppchen Amok läuft. «Assassins» (1991), Sondheims Favorit, führt amerikanische Präsidentenmörder auf den Rummelplatz.

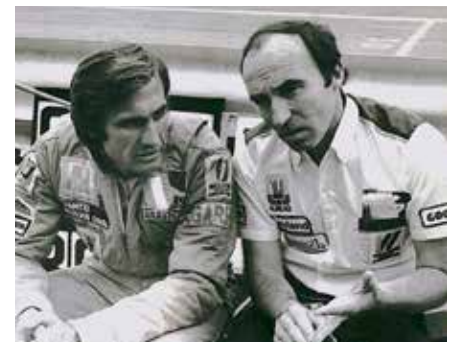
«Send in the Clowns» wurde sein Welthit. Doch hat Sondheim nicht nur diesen Evergreen komponiert. Frank Sinatra und Liza Minelli, Shirley Bassey und Barbra Streisand singen seine nicht unkomplizierten Lieder. Madonna brauchte einen Monat, bis sie die trickreichen Songs für den Film «Dick Tracy» konnte. Stephen Sondheim-Songs werden noch lange nachhallen.

Manuel Brug

Seit seinem Autounfall im März 1986 sass Frank Williams im Rollstuhl. Trotzdem schaute die gesamte Motorsportwelt zu ihm auf. Der Sohn eines Luftwaffenoffiziers stammte aus einer Zeit, als die Rennstallbesitzer noch Garagisten und Praktiker waren – und weniger Investoren und Finanzmanager. Williams wuchs in der Hafenstadt South Shields im rauen Nordosten Englands auf. Als Rennfahrer zu wenig talentiert, fasste er als Mechaniker im Geschäft Fuss. Er war ein Fan der preussischen Militärgeschichte. Und mit seiner Disziplin und dem Gespür für die richtige Strategie wies er seine Rennautos auf die Überholspur. 1999 schlug ihn die Queen zum Ritter. Sieben Fahrer- und neun Konstrukteurstitel gewann er mit seinem Team. In 114 Grand Prix wurde ein Williams-Wagen als Sieger abgewinkt. Den ersten Sieg fuhr 1979 in Silverstone der damals 39-jährige Tessiner Clay Regazzoni ein.

Den dunkelsten Moment erlebte Williams am 1. Mai 1994 beim Grand Prix von San Marino in Imola – als Ayrton Senna in einem seiner Fahrzeuge tödlich verunglückte. Obwohl er und seine Konstrukteure vom Vorwurf des Totschlags freigesprochen wurden, fühlte er sich zeitlebens schuldig. Danach fuhren alle Williams-Boliden mit einem «S» auf der Karosserie.

Trotz gesundheitlicher Probleme blieb Williams lange am Puls des Rennengeschehens. 2012 übertrug er die operative Leitung seiner Tochter Claire. Die Formel 1 war eine andere geworden. Angesichts der explodierenden Kosten verkaufte die Familie den Rennstall 2020 an ein US-amerikanisches Konsortium. Die irdische Geschichte von Frank Williams endete am 28. November – nach kurzem Spitalaufenthalt. Die Sportwelt trauert um eine grosse Persönlichkeit und einen grossartigen Menschen. *Thomas Renggli*



Preussisch: Williams (r.), Reutemann.

Wundersamer Corona-Babyboom

Dank den Staatshilfen gab es weniger Konkurse und mehr Neugründungen als in Normalzeiten.



Die Corona-Krise ist anders als alle anderen Krisen, unvergleichlich. Der schlimmste Wirtschaftseinbruch seit den 1930er Jahren, brutaler als die Finanzkrise von 2008 oder der Internet-Crash von 2002, sagen die einen, weil das Virus das Sozialprodukt blitzartig derart nach unten gerissen habe. Unvergleichlich, sagen auch die andern, aber vor allem deshalb, weil man erstmals eine Krise erlebt habe, in der in grossem Stil Narkosemittel zur Anwendung kamen. Eine Anästhesie der Wirtschaft, so dass der Einbruch viel weniger weh getan habe als bei einer Operation ohne Narkose.

Die Betäubungsmittel kamen aus der Apotheke des Volkswirtschaftsdepartements und des Innenministeriums: erstens das vorübergehende Aussetzen von Betreibungs- und Konkursverfahren. Zweitens Kurzarbeit mit Entschädigung der ausgefallenen Stunden der Angestellten, die nicht arbeiteten. Drittens die Covid-Überbrückungskredite, lanciert mit Nullzinsen und gesichert durch Bundesbürgschaft. Viertens Härtefallentschädigungen für Selbständige. Dieser Medikamentenmix ermöglichte eine Art Überwintern, bei dem der Organismus Puls und Stoffwechsel auf ein Minimum zurückfährt und nicht viel spürt.

Mumpitz, werden jetzt viele aus der Wirtschaft sagen, die Firmen haben durch Corona enorm gelitten. Aber warum sind dann weniger Unternehmen verschwunden und mehr neue entstanden als in normaleren Verhältnissen?

Die Ökonomen Florian Eckert und Heiner Mikosch von der Konjunkturforschungsstelle KOF der ETH Zürich haben in einer beispiellos aufwendigen Ermittlungsarbeit die Kon-

kurse und Neugründungen von Firmen in der Schweiz untersucht und sind zum Befund gekommen: Die Corona-Phase war für Unternehmen weniger tödlich, man kann sogar sagen lebensfreundlicher, als normale Zeiten.

Die beiden Autoren schauten, ob es 2020 und 2021 bei den Firmen zu einer Übersterblichkeit gekommen ist oder nicht. Sie taten das mit den gleichen Methoden, die auch bei den Covid-Sterbestatistiken angewandt werden. Das bemerkenswerte Ergebnis: Es gab im Jahr 2020 und im ersten Halbjahr 2021 eine Untersterblichkeit in der schweizerischen Firmenpopulation. In der Pandemiezeit verschwanden pro Jahr 0,56 Prozent der Firmen, vorher lag der Wert bei 0,77 Prozent. Und es gibt Anzeichen, dass die Sterblichkeit in den stärker von Shutdowns und entsprechenden Stützungen betroffenen Bereichen besonders niedrig war. Anders gesagt: Das Überwintern im Corona-Regime bot gar fürsorgliche Wärme.

Grell ist der Kontrast zu den Stressperioden nach der Finanzkrise 2008 und zur Frankenerstarkung 2011 sowie nach der Aufhebung der Euro-Franken-Untergrenze 2015. Da herrschte ein kälteres Klima, die Konkursquote stieg. Die Frage ist jetzt, wie sich die Corona-geschützten Firmen schlagen werden, sobald das Klima wieder normaler wird.

Was in der Untersuchung besonders ins Auge sticht: Die Gründungen von Start-ups nahmen in der Corona-Phase stark zu, die Geburtenrate lag deutlich über den Werten aus Normalzeiten. Es können nicht die Stützungs-massnahmen sein, die zu diesem Boom geführt haben, denn diese galten nur Firmen, die im

März 2020 schon existierten. Die Autoren vermuten, dass die neuen Firmen vor allem in Branchen entstanden sind, wo die Corona-Zeit die Geschäftsmodelle verändert und Struktur-anpassungen erzwingt. Man hat immer darüber spekuliert, ob Corona zu einem Babyboom führe. In der Firmenwelt scheint das so zu funktionieren. Zu hoffen ist nun, dass möglichst viel gut aufwachsen.

Klimawahn gegen Eigentum

Die Stimmbürger des Kantons Zürich haben ja gesagt zum Energiegesetz, das die Reduktion der Treibhausgasemissionen beschleunigen soll. Der *Tages-Anzeiger* schrieb: «Die Zürcherinnen und Zürcher wollen etwas für den Klimaschutz tun und Ölheizungen durch Wärmepumpen ersetzen.» Das tönt so, als ob die Leute ihre Lebensweise ändern und mit den kostspieligen Klimamassnahmen bei sich selbst beginnen wollten.

Wirklich? Knapp 63 Prozent der Stimmen waren zugunsten des Gesetzes, das Öl- und Gasheizungen verbietet. Die befohlene Umrüstung auf Heizsysteme mit Wärmetauscher ist teuer und mit Stromversorgungsrisiken verbunden. Wollen sich die Zürcher mit ihrem Ja also selbst kasteien?

Nein. 63 Prozent sagten ja, und etwa 70 Prozent der Bevölkerung haben kein Wohneigentum. Der Befehl zum Rausreissen der Heizungen betrifft, so die Meinung, also nicht sie, sondern die andern. Gegen das Gesetz waren 37 Prozent, das ist etwas mehr als der Anteil der Hauseigentümer im Kanton. Wer Eigentum hat, neigt nicht so rasch zu Klima-Aktivismus.

LEADER DER GUTE STIL

Was ist das eigentlich, guter Stil? Gibt es ihn überhaupt?
Ja, sagt Michael Maar.

Seit vierzig Jahren beschäftigt er sich mit dem guten Stil in Sprache und Literatur. Längst ist er selbst ein bedeutender Autor. Noch aus einer wissenschaftlichen Abhandlung schafft Maar ein Lektüreerlebnis. In seiner Doktorarbeit «Geister und Kunst» zeigte er, wie Hans Christian Andersens Märchen in Thomas Manns «Zauberberg» fortleben. Die Fachwelt staunte, das Publikum war entzückt. Hans Magnus Enzensberger nannte das Buch zu Recht einen «philologischen Thriller».

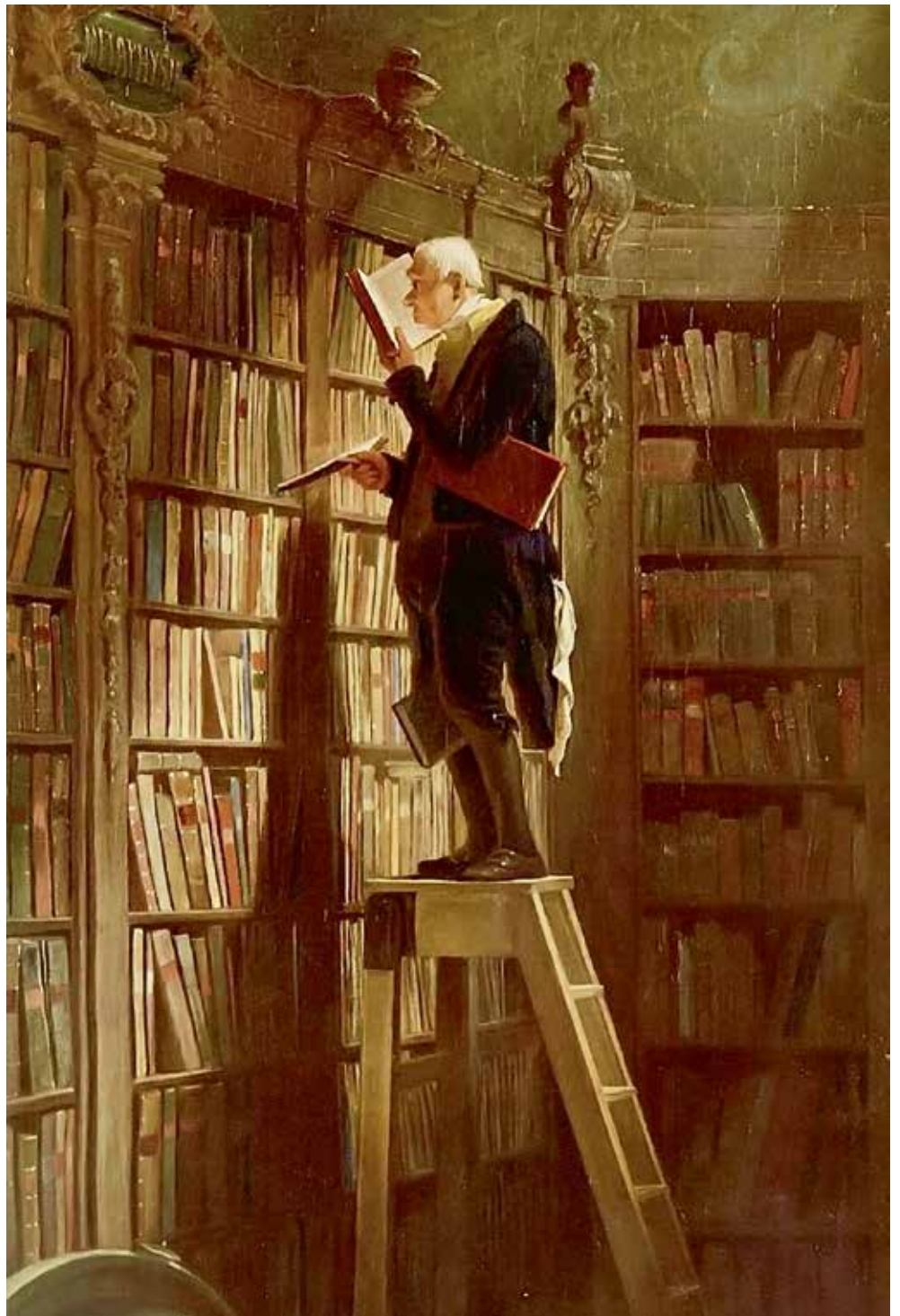
In seinem neusten Werk macht sich Maar auf die Suche nach dem Geheimnis grosser Literatur. Es heisst «Die Schlange im Wolfspelz», nach dem Ausspruch einer Figur im hinreissenden Familienroman «Vienna» von Eva Menasse. Der Titel lässt die Originalität des Buchs erahnen: Maar verbindet Literaturgeschichte und Stilkunde und formt auf über 600 Seiten ein Kunstwerk aus eigenem Recht. Oder in den Worten von Peter Sloterdijk: «Ich ahne jetzt, worin der Unterschied zwischen einem Juwelenhändler und dem Hüter eines Schatzhauses besteht. Es gibt offenbar grosszügige Drachen, die ihre Wunderkammern nicht unter Verschluss halten.»

Weltwoche-Leserinnen und -Leser durften schon den einen oder anderen Blick in Maars Wunderkammer werfen. Zuletzt berichtete er von seiner Begegnung mit einem Zwerg. Dieser richtete seinen Zauberstab auf Maar und gewährte ihm einen Wunsch. Er wünschte sich den Literaturnobelpreis für «Harry Potter»-Schöpferin Joanne K. Rowling. (Offenbar war der Zwerg ein Hochstapler, der Preis ging an Abdulrazak Gurnah.)

Was ist guter Stil? Michael Maar beantwortet die Frage auf den nächsten drei Seiten. Wer die ausführliche Begründung lesen will, dem sei sein Buch wärmstens empfohlen.

Michael Maar: Die Schlange im Wolfspelz.
Das Geheimnis grosser Literatur. Rowohlt.
656 S., Fr. 49.90

Weltwoche Nr. 48.21
Bild: Wikipedia



Wunderkammern: Carl Spitzwegs «Der Bücherwurm» (um 1850).

Der Pfeil, der zitternd ins Schwarze trifft

Guter Stil macht Gedanken verständlich. Aber Sprache hat auch eine andere, musikalische Seite. Hier kommt die *Weltwoche*-Stilfibel, eine Schule des schönen Schreibens.

Michael Maar

Im Jahr 1811 hörte der junge Arthur Schopenhauer in Berlin Vorlesungen des berühmten Professors Johann Gottlieb Fichte. Und eine dieser Vorlesungen trieb den Studenten, der später das Hauptwerk der modernen Philosophie vorlegen sollte, an den Rand der Mordlust. Es ist eine Kladder von Schopenhauer überliefert, auf deren Rand er zornig-verzweifelt notiert: Fichte habe bei seiner jüngsten Vorlesung Sachen gesagt, die ihm, Schopenhauer, den Wunsch ausgesprengt hätten, ihm eine Pistole auf die Brust setzen zu dürfen und dann zu sagen: «Sterben musst du jetzt ohne Gnade; aber um deiner armen Seele Willen, sage ob du dir bey dem Gallimathias etwas deutliches gedacht hast oder uns bloß zum Narren gehabt hast!»

Verhüllen und verkleiden

Warum wurde Schopenhauer so zornig? Sprache kann etwas Gedachtes deutlich bezeichnen, und sie kann verhüllen und verkleiden. «Es sei mir erlaubt, hier beiläufig ein die redenden Künste betreffendes Gleichnis einzuschalten», führt immer noch Schopenhauer, der dann doch auf die Pistole verzichtet hatte, aus:

«Nämlich wie die schöne Körperform bei der leichtesten oder bei gar keiner Bekleidung zum vorteilhaftesten sichtbar ist, und daher ein sehr schöner Mensch, wenn er zugleich Geschmack hätte und auch demselben folgen dürfte, am liebsten beinahe nackt, nur nach Weise der Antiken bekleidet gehen würde – ebenso nun wird jeder schöne und gedankenreiche Geist sich immer auf die natürlichste unumwundenste, einfachste Weise ausdrücken, bestrebt, wenn es irgend möglich ist, seine Gedanken andern mitzuteilen, um dadurch die Einsamkeit, die er in einer Welt wie dieser empfinden muss, sich zu erleichtern: umgekehrt nun aber wird Geistesarmut, Verworrenheit, Verschrobenheit sich in die gesuchtesten Ausdrücke und dunkelsten Redensarten kleiden, um so in schwierige und pompante Phrasen kleine, winzige, nüchterne oder alltägliche Gedanken zu verhüllen, demjenigen gleich, der, weil ihm die Majestät der Schönheit abgeht, diesen Mangel durch die Kleidung ersetzen will und unter barbarischem Putz, Flittern, Federn, Krausen, Puf-

fen und Mantel die Winzigkeit oder Hässlichkeit seiner Person zu verbergen sucht. So verlegen wie dieser, wenn er nackt gehen sollte, wäre mancher Autor, wenn man ihn zwänge, sein so pomphaftes, dunkles Buch in dessen kleinen, klaren Inhalt zu übersetzen.»



Schweizer backen besser: Autor Maar.

Schöner und wahrer wurde es nie gesagt, und bis vor kurzem hätte bei dieser Stelle noch halb Frankreich rot anlaufen müssen. Bei Schopenhauer zielte es noch immer auf Fichte und Hegel. Aber philosophiegeschichtlich trennen sich hier zwei Wege. Der eine führt vom deutschen Idealismus über Heidegger zu «Derid-

Sprache wurde erfunden, um Gedanken vom Bewusstsein A zum Bewusstsein B zu tragen.

dada» und «Lacangan», wie man es witzig formuliert hat. Der andere führt in den kritischen Rationalismus. Das ist schwer vereinfacht, aber der Hauptunterschied lässt sich vielleicht so fassen: Heidegger könnte man nicht ins Lateinische übersetzen, Sir Karl Popper schon.

Wenn es Telepathie gäbe – oder wenn sie zuverlässiger funktionieren würde –, bräuhete man keine Stilkritik. Dann flögen die Gedanken vom Bewusstsein A zum Bewusstsein B ohne den lästigen Zwischenweg der Sprache.

Sprache wurde erfunden, um Gedanken von A nach B zu tragen. Vielleicht haben Hunde oder Katzen eine ausgefaltete Sprache deshalb nicht nötig, weil sie im Lauf der Evolution die elegantere Art der Gedankenvermittlung gelernt haben. Sie brauchen kein Telegramm oder keine Whatsapp, um zu wissen, dass das Herrchen heute eine halbe Stunde früher von der Arbeit kommt als sonst. Und warten rechtzeitig vor der Tür oder auf dem Fensterbrett.

Für uns Minderbegabte bleibt in der Regel nur die Sprache, um unsere Gedanken von A nach B zu transportieren. Das ist, wenn man über Fragen des Stils nachdenkt, das Wichtigste: Es geht um Gedanken. «Den Stil verbessern heißt den Gedanken verbessern», sagte Friedrich Nietzsche. Genau das meinte auch Virginia Woolf, als sie einmal im Tagebuch über einen Schriftsteller notierte: Sie bewundere seinen Stil. Aber sie fürchte, es seien die Gedanken.

Valéry's Scheinparadox

Gedanken also und Stil – wie sieht es damit im Journalismus aus? Man kennt die böse Definition von Karl Kraus: Keinen Gedanken haben und ihn nicht ausdrücken können, das mache den Journalisten. Das bezog sich auf die Wiener Skandal-Journaille und kann nicht umstandslos auf die heutige Presse übertragen werden. Obwohl einem auch dafür Beispiele einfielen. Auch wenn man milder gestimmt ist als der gestrenge Kraus, fallen dem Zeitungleser immer wieder kleine Flüchtigkeiten auf. Sie sind nicht schlimm, aber manchmal lustig. Oder auch peinlich. Drei kleine Beispiele:

Der zu Recht berühmte Autor Botho Strauss, ein Freund seltener und oft präziöser Wörter, benutzte einmal den Begriff «Lichtjahre» als ein Mass der Zeit. Und sehen Sie, das ist peinlich. Es ist ein Mass des Raums. Das Lichtjahr gibt die Strecke an, die das Licht in einem Jahr zurücklegt. Mit 300 000 Kilometern pro Sekunde. Eine gute Zeitungsredaktion hätte Strauss diesen Fehler korrigieren müssen. Aber er hatte es auf Facebook gepostet.

Schnitzer passieren, und oft entstehen sie durch einen unfreiwillig komischen Doppel-



Blutige Suche nach dem passenden Wort:
Reformator Martin Luther (1483–1546).



Bessere Gedanken:
Philosoph Nietzsche (1844–1900).



Bewunderung für das Stilvolle:
Schriftstellerin Woolf (1882–1941).



Strenges Urteil für Journalisten:
Satiriker Karl Kraus (1874–1936).

sinn. Vor gut 35 Jahren traute sich der damalige Herausgeber der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, Joachim Fest, eine Woche lang kaum in die Redaktion, weil in der Tagesglosse zuvor der Satz gefallen war (es war der Beginn der Aids-Pandemie): «Kondome sind in aller Munde.» Gut, es waren prüdere Zeiten. Aber wenig glücklich war auch die Formulierung in einer Glosse der *Welt*, in der es um die Wahl des richtigen Blumenstrausses ging. Im besten Fall, so schloss der geistreiche Kolumnist, ende es so mit dem Geschenk und dem perfekten Blumenstrauss: «Wenn du ihn übergibst, übergibst du dich!»

Journalisten arbeiten oft unter Zeitdruck. Da passieren Fehler. Man muss sich schnell für eine

Formulierung entscheiden. Das war früher anders. Es wird überliefert, dass Martin Luther für seine Bibelübersetzung oft wochenlang nach einem passenden Wort gesucht habe. Als der Bibeltext vom Schlachten handelte, liess er sich von einem Fleischer ein Schaf abstechen und jeden Teil von dessen Körper benennen.

Diese Umsicht ist nicht nur bei Veganern aus der Mode gekommen. Wie also sonst entscheiden, in der Eile und ganz ohne Schaf? Es gibt hier eine grundsätzliche Regel, die der französische Dichter Paul Valéry aufgestellt hat. Sie erinnert an den zitierten Satz Schopenhauers und lautet: Zwischen zwei Wörtern wähle man das geringere. «Entre deux mots, il faut choisir le moindre.»

Paul Valéry berührt dabei ein Scheinparadox des Stils. Es sollen sich nämlich beim guten Stil die Wörter gerade nicht nach vorne schieben. Die schlechten Zeitungsglossen erkennt man daran, dass sie immer das etwas zu starke, das etwas zu knallige Wort verwenden statt des blässeren, gewöhnlichen. Das blässere ist auch das transparentere; es ist durchsichtiger für das gemeinte Ding, die Sache, die sich in der Vorstellung des Lesers formt und zusammenfügt. Schlechte Kolumnisten glauben, Humor oder Komik erzeugen zu können, indem sie ein ausgefallenes, vermeintlich lustiges oder drolliges Verb verwenden. Das funktioniert aber nicht. Die Komik muss zunächst aus der Sache kommen, die Sprache kann sie dann nur noch herauskitzeln.

Abneigung gegen Fremdwörter

Valérys Regel ist gut, obschon nicht immer gültig. Wenn man sie leicht umformulieren darf: Entweder du nimmst das gebräuchliche, schlichte Wort. Oder du findest das ganz speziell passende, den Pfeil, der zitternd ins Schwarze trifft. Schlecht ist die Mittellage: das vom Gewöhnlichen abweichende Wort, das nur aufhübschen oder distinguieren soll, es aber auch nicht besser trifft. Die Regel gilt für alle Wörter, für Verben, Substantive, vor allem auch für Fremdwörter.

Was die Letzteren betrifft: Fremdwörter benutze man nur, wenn sie wirklich präziser sind, eine andere Nuance haben als das deutsche Pen-

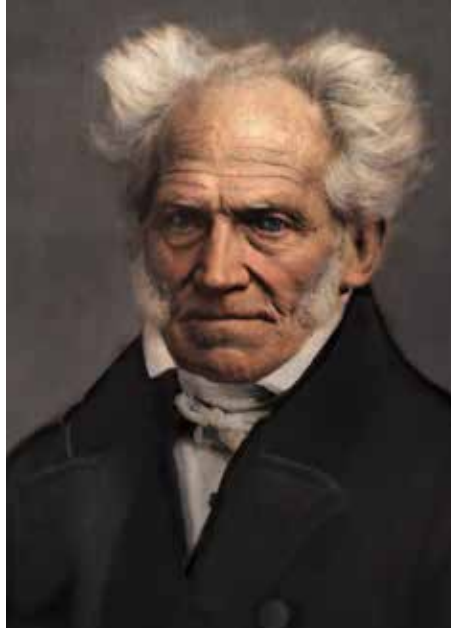
Entweder du nimmst das schlichte Wort. Oder du findest das ganz speziell passende.

dant oder sich klanglich oder rhythmisch besser einfügen. Nie als Bildungsprunk und nach Möglichkeit nicht die abgegriffenen latinisierten. Bitte einmal ein paar Wochen lang keinen «Paradigmenwechsel», keinen «Diskurs» und auch kein «Narrativ». Oft ist das Fremdwort unsinnlicher. Darum mag der Verfasser persönlich Fremdwörter nur selten. Da ist er xenophob.

Wobei die Schweizer hier deutlich weniger schlimm sind als die deutsch-akademische Schule etwa der Monatsschrift *Merkur*. Es ist eine technokratische Prosa zum Gruseln, die dort überwiegt. So wie es Graubrot gibt, geschmacksarmes, plastikverpackt, so gibt es auch Graudeutsch. Es zeichnet sich aus durch viele, aber langweilige latinisierende Fremdwörter; kein originelles Verb; wenn Bilder, dann nur die abgegriffensten, Münzen ohne Prägerand. Fast alle akademischen Publikationen zermalmen oder zelebrieren dieses Graubrot, dass es eine Art hat. Die Schweizer backen besser, will uns scheinen. Sie haben mit Gottfried Keller ja auch einen der grössten Stilisten deutscher Sprache hervorgebracht – *odddrrrr?*



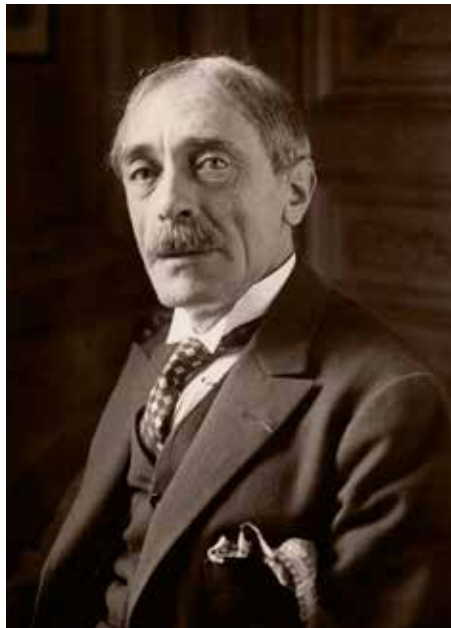
Könnte man ins Lateinische übersetzen:
Denker Karl Popper (1902–1994).



Bis an den Rand der Mordlust:
Philosoph Schopenhauer (1788–1860).



Zwischen Kalauer und Tiefsinn:
Dramatiker Botho Strauss (geb. 1944).



Lieber gewöhnlich als zu knallig:
Lyriker Paul Valéry (1871–1945).

Sprache dient dazu, Gedanken von A nach B zu transportieren – das ist zwar nicht falsch, aber doch verkürzt. Denn Sprache hat auch eine andere, eine musikalische Seite. Nennen wir sie die Seite der Schönheit. Das Spiel von Assonanzen und Alliterationen, die sich kosenden Konsonanten, die Welt des Klangs, die schwarze Kunst des Rhythmus – all das formt die andere Seite der Sprache, in der es um mehr als nur Informationsvermittlung geht.

Hütet euch vor dem Klischee

Ja, Schönheit ist subjektiv. Trotzdem könnte es, bei all unserer Abneigung gegen Fremdwörter, so etwas geben wie anthropologische Konstanten.

Der schon erwähnte Botho Strauss hat das einmal, zwischen Kalauer und Tiefsinn schwankend, so gefasst: «Das Abwechslungsreich blieb unerobert bisher in der Geschichte.» Und recht hat er. Also: Nicht immer das Gleiche. Etwas Abwechslung. Vor allem: Hütet euch vor der Phrase, dem Klischee, dem Abgedroschenen. Guter Stil beruht auf einem inneren Verbotskanon. Diese Verbotstafeln sind von aussen nicht einzusehen, sie stehen in den Schreibkammern der Autoren verschlossen.

Und eben hierin liegt ein Geheimnis des guten Stils: Die Leser merken nicht unbedingt, warum sie etwas gern lesen, weil es an etwas Fehlendem liegt. Man merkt es dem guten Stil nicht gleich an, dass er Gemeinplätze meidet,

man spürt das Fehlende so wenig wie man das Nicht-Gezwickt-Werden spüren kann. Aber auf Dauer merkt man es doch. Auf Dauer merkt die Leserin eines Artikels, dass es ihr wohltut, wenn sie einmal verschont bleibt von den Phrasen und wenn ihr nicht die schiefen Bilder und Worthülsen entgegenpurzeln.

Regel für alle Schreibenden: Verschärfen Sie Ihren inneren Verbotskanon. Präparieren Sie den Gedanken klar heraus und vermeiden Sie Wortbombast. Vermeiden Sie Angeber- und Modefremdwörter. Haben Sie trotzdem ein Ohr für die Veränderungen der gesprochenen Sprache, auch der Jugend. Aber biedern Sie sich ihr bloss nicht an.

Auf einmal ist alles «spannend»

Lieber kein Bild als ein schiefes oder allzu abgenutztes. Fragen Sie sich immer: Könnte das jetzt in einer Politikerrede stehen? Wenn ja, dann streichen Sie es. Sie finden hier nur abgewetzte Bilder. Immerzu ist von «Grundpfeilern» die Rede. Gerne auch von «Grundfesten», die erschüttert würden – meistens die der Demokratie. Immerzu ist von «Meilensteinen» die Rede. Meilensteine in der Zeit von GPS, wo jeder mit dem Navigator unterwegs ist? Und der berühmte «Quantensprung»! Er ist physikalisch Lichtjahre von dem entfernt, was man mit ihm auszudrücken glaubt.

Metaphern stehen im Strom der Zeit. Aber dieser Strom unterhöhlt sie, und allmählich zermorschen sie. Wenn einem Journalisten

Fragen Sie sich immer: Könnte das jetzt in einer Politikerrede stehen? Wenn ja, dann streichen Sie es.

heute kein Adjektiv einfällt, dann wählt er das Wort «facettenreich». Achten Sie einmal darauf. Auch dieses Wort war irgendwann einmal gut gesehen: Da ist ein Diamant mit vielen Facetten. Jede spiegelt etwas anderes. Aber durch millionenfache Abnutzung ist das Bild trübe und stumpf geworden und verrät heute nur noch Nichtoriginalität.

Bei uns ist seit einiger Zeit alles, aber auch wirklich alles «spannend». Achten Sie bitte auch darauf mal. Nichts gegen das Wort an sich, ein Hitchcock-Film oder «Breaking Bad» sind spannend. Aber heute fällt das Wort, hauptsächlich von Journalisten, für Veranstaltungen, die alles Mögliche sein können, im allerbesten Fall noch «interessant», aber auf gar keinen Fall und unter gar keinen Umständen «spannend». Wie gesagt, achten Sie darauf und entwickeln Sie Idiosynkrasien (doch wieder ein Fremdwort).

Wenn Sie schreiben: Denken Sie selbst und neu. Ruhig einmal persönlich und sich nicht hinter Formeln verschanzen. Und «spannend» nur noch sagen, wenn Sie aus dem neuen James-Bond-Film kommen.

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Die neue Schweizer
Serie «Tschugger» ist
zwar pfiffig, aber dem
Stoff fehlt die Seele.
Benjamin Bögli, Seite 69

Camille Corot, Lesendes Mädchen, um 1850

– Die Welt, das ist nichts Neues, ist ein Buch mit sieben Siegeln. Wir können eintauchen in ihren Wortschatz, uns Wort für Wort an ihr Wesen herantasten, uns ihren Geheimnissen annähern, aber nie können wir die Welt so weit durchleuchten, dass sie sich uns in ihrer Gänze offenbarte.

Dieses Verlorensein in ihren Worten mag daran liegen, dass uns ihre Sprache zwar vertraut, dennoch aber nicht in ihrer ganzen Tonalität verständlich ist. Die Welt, das ist das grosse, universelle Narrativ, in dem all unsere kleinen Erzählungen nur kurze Sätze bleiben oder gar nur Worte. So erfahren wir, wenn wir das Buch der Welt öffnen und eintauchen in seine Buchstaben, mehr über uns selbst als über die Welt. Das Tröstliche ist, dass mit jedem Satz, der uns hilft, uns selbst zu erfahren, wir immerhin kratzen an jenen Siegeln, die uns daran hindern, durch das grosse Tor des Seins zu schreiten.

Ohne das Lesen, ohne das Eintauchen in Wortbilder, bleiben wir ein Leben lang verhaftet im Dunkel des Unwissenden. Paradoxerweise ist gerade das Buch viel mehr als die digitale Wortflut der Schlüssel zum Buch mit den sieben Siegeln. Ein Buch, das ist ein mit Worten gemaltes Bild. Camille Corot (1796–1875) wusste das. Der vielleicht vollkommenste aller Landschaftsmaler, der sich der Welt als unermüdlicher Wanderer annäherte, gab all dem Unverständlichen hinter der Fassade des blossen Seins eine Sprache, die uns mehr von der Welt erzählt als sie uns selbst.

Um sie zu verstehen, muss man lesen können, empfänglich sein für die Melodie und die Schönheit von Worten und Sätzen und den Bildern, die sie schaffen, Bildern, in denen die Realität von allem spricht und die gleichzeitig weiter über das wörtlich Fassbare hinausgehen und hinführen zu jenen luziden Sphären, in denen eine Existenz nach Worten ringt. Lesen ist Leben, vom Moment an, in dem man das erste Buch zur Hand nimmt und das letzte ihr für immer entgleitet.

Michael Bahnerth



Die Melodie und Schönheit von Worten.

Allein im Freien

Die Eigensinnigen lassen sich von Moral und Religion nichts vormachen.
Wir sollten sie nicht als Querdenker verunglimpfen.

Matthias Matussek

Rüdiger Safranski: Einzelnen sein.
Hanser. 288 S., Fr. 41.90

Rüdiger Safranski, den Philosophie-Schriftsteller, drängt es in grösseren Abständen, zwischen seine Monografien und Denker-Romane (zuletzt Hölderlin, davor Goethe, Schiller, Nietzsche) «philosophische Herausforderungen» einzuschieben, die sein Gespür verraten für das, was anliegt. Themen, die unsere Gesellschaft beschäftigen. So schrieb er über das «Böse» oder die «Zeit», oder er fragte: «Wie viel Globalisierung verträgt der Mensch?» Nun hat er sich, in unseren Zeiten der Schwarmintelligenz und Vermassung, dem Einzelnen zugewendet, genauer: dem Einzelnen, also eher einer existenziellen Situation als einer soziologischen Kategorie.

Wie sehr sich der Blick auf das Einzelne gewandelt hat, führt die Karriere des Wortes «Querdenker» vor. Es galt einst als geradezu prototypische Bezeichnung für den Einzelnen, den Störrischen, den bewunderten Eigensinnigen – wie Erhard Eppler, der sich als Pazifist in einzelnen Punkten, die für ihn Gewissensfragen waren, nicht ohne Bekennertolz gegen die SP, die eigene Partei, gestellt hatte. Heutzutage siedelt der «Querdenker» in Nachbarschaft zum sozial Geächteten, Strafbaren, Subversiven, Staatsfeindlichen, ja, er gilt nur noch als Bestandteil einer Kohorte, die im Bedarfsfall und auf Anweisung von oben zusammengeknüppelt werden darf.

Der Einzelne ist Realist

Safranski bringt das Kunststück fertig, den kontaminierten Begriff «Querdenker» in seinem Buch kein einziges Mal zu verwenden und dennoch 300 Seiten lang über ihn nachzudenken. Politische Modediskurse sind nicht seine Sache, vor allem, wenn ihre Signalwörter zur Einfallsschneise für kalkulierte Missverständnisse, hektische Kulturkriegerei, potenzielle Shitstorms werden könnten. Wohl aber bringt Safranski den Begriff der «Selbstverwirklichung» ins Spiel, denn diese ist – para-

doxerweise – das allgemein angestrebte Ziel in unseren zunehmend individualisierten Zeiten. Ja, gerade diese «Selbstverwirklichung» wird wuchtig behauptet, wenn etwa ein Kaufhaus eine neue Lieferung modisch zerrissener Jeans anpreist mit dem Spruch «Sei du selbst!».

Es gab durch die europäische Kultur- und Geistesgeschichte hindurch unverkennbar Konjunkturen, die diese Ich-Suche begünstigten. Die klassische Antike bot eine solche, eine zweite grosse setzte mit der Renaissance ein, die den mittelalterlichen «Schleier aus Glauben, Kinderbefangenheit und Wahn» (Jacob Burckhardt) fortwehte, durch den sich der Mensch bis dahin «nur als Rasse, Volk, Partei, Korporation, Familie» – also als Angehöriger eines «Allgemeinen» – verstand. Nun trumpfte das Individuum auf, der Fürst in den italienischen Stadtstaaten, der sich von den Künstlergenies der Zeit porträtieren liess: Michelangelo, da Vinci, Raffael, Tizian, die ihre Werke – ein neuer Brauch – signierten und denen als Maler-Fürsten, als Meistern ihrer ganz individuellen Könnerschaft ihrerseits Verehrung entgegengebracht wurde.

«Wer sich als Einzelner erlebt, steht im Freien, ohne sich deshalb schon befreit zu fühlen.» Das ist so ein Safranski-Satz. Der Einzelne will die Anerkennung seiner Eigenheit. «Nicht das Gleichsein, sondern der Unterschied soll anerkannt werden.» Sie heben sich ab, die Einzelnen. Sie reißen frömmliche Fassaden ein wie jener tänzelnde und spottende Aretino (1492–1556) aus Venedig, der dringend emp-

fehlt, nichts allzu ernst zu nehmen und das Leben als Karneval zu feiern.

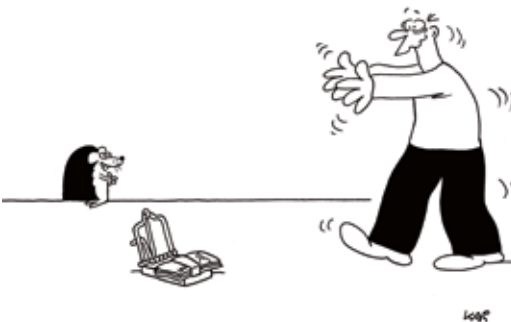
Der Einzelne lässt sich nichts vormachen, weder von der Moral noch von der Religion, er ist Realist wie der Florentiner Machiavelli, der unter den Medici in Ungnade gefallen, inhaftiert und gefoltert worden war und der dennoch dem Regierenden die Schrift «Il Principe» widmete in der Hoffnung, dieser könne von ihr Gebrauch machen. Sie ist eine Anleitung zur Macht. Und sie kreist um die Tautologie «Der Zweck der Macht ist die Macht». Mit kaltem und realistischem Blick nimmt Machiavelli den

Safranski führt vor, wie das Bewusstsein, ein Einzelner zu sein, die Weltwahrnehmung prägt.

Betrug, die Staffage, die Irreführung ins Visier – nicht etwa, um sie zu beklagen und zu entlarven, sondern, um sie zustimmend als Instrumente zum Machterhalt vorzuführen.

Intellektuelle betreten das Spielfeld, sie nennen sich Humanisten, und ihr Star ist Erasmus von Rotterdam. In seinem «Lob der Torheit» gibt er dem Einzelnen, der sich durch den Irrgarten seines Lebens kämpft, Orientierungshilfe. Tatsächlich ist es eines der ersten Lebenshilfebücher, mit Sentenzen wie dieser: «Wird der einen anderen lieben, der sich selber hasst?» Die Gegenfigur zu diesem hellen, lächelnden und umfassend gebildeten Kosmopoliten Erasmus wäre jener düstere Mönch Luther, der sein Einzelsein vor Gott anlegt wie einen Rammbock, mit dem er die Pfeiler der römisch-katholischen Kirche zum Einsturz bringen will. Das philosophische Duell zwischen diesen zwei durchaus eiteln Essayisten und Pamphletisten ist das wohl aufsehenerregendste intellektuelle Spektakel am Beginn der Neuzeit.

So streift Safranski durch die Geistesgeschichte und führt an ihren Leuchttürmen vor, wie das Bewusstsein, ein Einzelner zu sein, die Weltwahrnehmung prägt. Im Fall Montaignes handelte es sich tatsächlich um einen Turmbewohner. In seinem Essay «Über die Einsam-





Wie lebe ich meine innere Wahrheit?

keit» reflektiert Montaigne darüber, dass es nicht genug sei, sich vom Menschengewimmel zu absentieren – er war finanziell unabhängig und verbrachte nach einer ansehnlichen Juristenkarriere die zweite Lebenshälfte in einem Turm mit einer beeindruckenden Bibliothek: «Vom Herdentrieb in unserem Inneren müssen wir uns abkehren, zukehren aber dem eigenen Selbst, um es wieder in Besitz zu nehmen.»

Ist das nicht ein Credo, das jeder Querdenker unterschreiben würde? Und ist es nicht gleichzeitig ein grosser Irrtum, anzunehmen, man könne sein Selbst in Besitz nehmen? Denn wo sitzt dieses Selbst? Ändert es sich nicht ständig? Rousseau erkennt, einen Gedanken Montaignes aufnehmend: «Nichts ist mir so unähnlich wie ich selbst, darum wäre es müssig, mich anders definieren zu wollen, als durch diese einzigartige Mannigfaltigkeit.» Dieser Weg, der kein leichter ist, führt Rousseau in Selbstwidersprüche; er feiert gleichzeitig die naturverrückte Unabhängigkeit und verlangt die Einordnung ins Kollektiv durch die «volonté générale», den Allgemeinwillen. (Und legitimiert die folgenden revolutionären Rasereien.)

Die Betriebstemperatur steigt

Es sind Künstler, die sich der Aufgabe der Selbstfindung stellen, und nicht immer ist sie vom Geigenklang luxusverneinender Wahrheitsliebe begleitet – Stendhal etwa, der mit seinem Roman «Rot und Schwarz» durchaus eine Gipfelleistung abliefert, lässt keinen Zweifel daran, dass es ihm auf seinem Weg um Er-

folg bei den Frauen, um Ruhm und Geld geht. Safranski, belustigt: «Keine besonders originellen Ziele, doch sie sollen mit Eleganz erreicht werden. Man darf ihm keine Anstrengung anmerken.» Es ist eine Lust, sich Safranskis Besichtigungstour anzuschliessen, die das Wesentliche herausarbeitet, ohne auf anekdotische Anschaulichkeit zu verzichten. Und man spürt, wo bei ihm selber die Betriebstemperatur steigt. Zum Beispiel bei Kierkegaard, der das Einzelsein mit Recht als Sprengsatz innerhalb der Systemphilosophie begreift.

Er ist der erste Existenzialist. Kierkegaard sucht «eine Wahrheit, für die ich leben oder sterben will». Er weiss: Als Christ ist jeder «allein vor Gott» gestellt, das ist kein frommes Teekränzchen, sondern eine Situation des Ausgesetztseins. Für ihn bedeutet Glauben das höchste Risiko: den Sprung. Kierkegaard ist Denker und Spieler, Dandy und Zerrissener, geachtet und später eine komische Figur. Aussenseiter ist er immer. Da ihn sein Vater in den grössten und unpassendsten Kleidern zur Schule schickt, wird er später zum Gecken und läuft herum wie ein Pfau. Er sticht heraus durch seine Intelligenz und bringt seine Lehrer zur Verzweiflung. Einer sagt: «Entweder Sie gehen oder ich.» Kierkegaard: «Ich gehe.»

«Entweder – Oder» heisst Kierkegaards erstes Buch. Ein Verwirrspiel mit verschiedenen Autoren-Identitäten. Er will, so schreibt er, «seine Existenz erreichen». Wo ist er unverwechselbar? Safranski: «Man muss sich aus dem Ganzen herausreflektieren, darin ist

Kierkegaard ein Meister.» In Kierkegaards Spiel und Melancholie ist die moderne Existenz *in nuce* enthalten. Es sind dann die Denker und Dichter des 20. Jahrhunderts, die Kierkegaards existenzialistische Impulse aufnehmen und fortdenken, wie Safranski an Karl Jaspers, Martin Heidegger und Hannah Arendt belegt und schliesslich an Ernst Jüngers «Waldgang» ausführt, der aus dem Dickicht der gesellschaftlichen Vorgaben seine Schneisen schlägt und seine Vorstösse unternimmt. «Das Bild des

In Zeiten des Konformitätsdrucks ist der Mutmacher zum «Einzelnen sein» eine erfrischende Lektüre.

Waldgängers changiert zwischen Gottsucher und Partisan, wie auch die Gesellschaft mal totalitär, mal bloss konformistisch erscheint.» Kurz: «Der Waldgang» wäre durchaus das Brevier für den unbeirrbareren und unkorruptierbaren Einzelnen gerade in unserer Zeit.

In einer Zeit, in der der Konformitätsdruck beängstigende Ausmasse angenommen hat, ist Safranskis Mutmacher zum «Einzelnen sein» eine erfrischende Lektüre. Und eine notwendige dort, wo sie identitätspolitische Scharlatanerien als lediglich gratismutige Angebereien entlarvt. Einfach dadurch, dass Safranski von denen erzählt, die mit allergrösstem Ernst der Frage nachgingen: Wie lebe ich meine innere Wahrheit, statt, in einer Massengesellschaft, nur gelebt zu werden?

Mörderisches Showbusiness

Rolf Hürzeler

Giuseppe Gracia: *Glorias Finale*.
Nagel & Kimche. 176 S., Fr. 27.90

Die junge Gloria steht in einem TV-Gesangswettbewerb im Finale. Doch statt vor dem Millionenpublikum ein Lied zu trällern, zückt sie einen Revolver. Was folgt, ist für die Beteiligten unangenehm: «Gloria lässt die Waffe, wie sie es gelernt hat, einen knappen Zentimeter sinken.»

Das ist der Höhepunkt in «*Glorias Finale*» von Giuseppe Gracia. Der St. Galler Schriftsteller ist in der Öffentlichkeit als Mediensprecher des Bistums Chur bekannt geworden, hat die Aufgabe nach dem Wechsel in der Bistumsleitung dieses Jahr allerdings abgegeben. Gracia hat bereits eine Reihe von Romanen geschrieben und ist heute als Kommunikationsberater tätig. Jetzt liefert er mit «*Glorias Finale*» eine fulminante Parodie auf das Medien- und Showbusiness. Im Buch zieht ein PR-Berater «im Hintergrund an den Fäden der öffentlichen Wahrnehmung und orchestriert alles – und zwar so, als wäre in Wahrheit überhaupt niemand da».

Doch die Protagonistin Gloria macht ihm einen Strich durch die Rechnung, um ihre Freundin Chantal zu rächen. Diese nahm sich das Leben, weil sie den Durchbruch in der TV-Show nicht schaffte. Die beiden Freundinnen sind im Milieu der kleinen Hafenstadt Rorschach am Bodensee aufgewachsen. Da geht es ruppig zu und her, wenn man Romanautor Gracia glauben darf: Drogen, Glücksspiel, Prostitution. Wer dort landet wie Gloria, hat im Leben nichts zu lachen. Da kommt ihr eine Show gerade recht, um die Pistole zu ziehen.

Dieses Buch liest sich leicht und ist unterhaltsam. Auch wenn der Autor in seinem schriftstellerischen Furor etwas überdreht. Doch das gehört anscheinend zum Medienbusiness.



Wider den Zeitgeist: Autor Zemmour.

Ein Rechtsintellektueller will Präsident werden

Jürg Altwegg

Eric Zemmour: *La France n'a pas dit son dernier mot*. Rubempré. 348 S., Fr. 39.90

Dem breiten Publikum wurde Eric Zemmour durch seine Auftritte in den Talkshows des Fernsehens bekannt. Mit seinen Kolumnen im *Figaro* – die sistiert sind – erreicht er die bürgerlich-konservative Elite. Am besten aber illustrieren Zemmours mehr als zwei Dutzend Bücher sein Denken und seinen Werdegang; sie sind Meilensteine des rechten Kulturkampfes.

Das erste war eine Biografie über Edouard Balladur. Sie erschien 1995, als sich die beiden Gaullisten Balladur und Jacques Chirac ein Duell um die Nachfolge von François Mitterrand lieferten. Von diesem hat sich der Gaullismus nie mehr erholt. Mit dem Sieger Chirac befasste sich Zemmour 2002, als Jean-Marie Le Pen in die Stichwahl kam.

Sammelsurium aller Katastrophen

Dazwischen hatte er ein «Schwarzbuch der Rechten» veröffentlicht. Ihr warf er vor, in der Mitte zu regieren und sich mit der Linken zu verbünden. Seine These: Georges Pompidou, Giscard d'Estaing und Chirac hätten Charles de Gaulle verraten. Seither sei es das «Privileg» (Zemmour) des Front national, die «Nation zu verkörpern, das einzige Gut der Armen» – so hatte einst der Frühsozialist Jean Jaurès die Schicksalsgemeinschaft beschrieben. Im Namen der Nation plädierte Zemmour für

die seit Vichy «verbotene» Allianz der Gaullisten mit den Neofaschisten, ihren historischen Gegenspielern im Zweiten Welt- und im Algerienkrieg. Ein berühmtes Zitat von de Gaulle diente ihm als Titel seiner Schrift «Une certaine idée de la France».

In dieser ersten Phase seiner politischen Schriftstellerei publizierte Eric Zemmour ebenfalls ein Pamphlet gegen den «Staatsstreich der Richter». Ein Jahrzehnt später weitete er sein Spektrum auf den Rassismus und

Im Gegensatz zu den Büchern anderer Politiker erreichen jene Zemmours die Leser.

Sexismus aus. «*Le premier sexe*» (Das erste Geschlecht, 2006) ist eine Antwort auf den Klassiker «*Das andere Geschlecht*» von Simone de Beauvoir und eine Kampfansage an die Frauenbewegung. In «*Petit frère*», einem Roman, erzählt er die wahre Geschichte der Ermordung eines jungen Juden durch seinen besten arabischen Freund. Der Autor zitiert den Philosophen Alain Finkielkraut: «Der Antirassismus ist der Kommunismus des 21. Jahrhunderts.»

Es folgte eine Serie von politischen Bestandaufnahmen mit historischem Hintergrund. Zwei Abrechnungen mit der politischen Klasse sind nach dem Bestseller des amerikanischen Journalisten Tom Wolfe benannt: «*Le bûcher des vaniteux*» (Das Fegefeuer der Eitlen, Band 1 und 2). Weitere Titel beschwören die französische «*Melancholie*» und das «*Schicksal*» Frankreichs. Sie gipfeln in «*Le suicide français*» (Der französische Suizid, 2014), Eric



Zemmours erfolgreichstem Buch mit einer Auflage von mehr als einer halben Million. Der liberale amerikanische Philosoph Mark Lilla hat es als Sammelsurium aller Katastrophen, die Frankreich seit 1945 heimgesucht hätten, gelesen: «Die Schwangerschaftsverhütung, das Recht auf Scheidung in gegenseitigem Einvernehmen, das Rauchverbot in den Restaurants, der gemeinsame europäische Markt, der Euro, die Antirassismus-Gesetze und so weiter.»

Wie es sich für einen Anwärter auf die Präsidentschaft gehört, lancierte Zemmour seine Kampagne mit einem programmatischen Buch. Weil sein bisheriger Verlag die Publikation ablehnte, brachte es Zemmour im Selbstverlag Rubempré heraus – Rubempré ist der Name einer Figur aus Balzacs «Comédie humaine», Abteilung «Verlorene Illusionen». Die erste Auflage wies zahlreiche Druckfehler auf. Im Gegensatz zu den Büchern der Politiker erreichen jene Zemmours die Leser. Sein Opus für den Wahlkampf ist erneut ein Bestseller, der Titel weniger apokalyptisch: «La France n'a pas dit son dernier mot» – Noch ist Frankreich nicht verloren.

Es ist eine ebenso fundierte wie exzessive Verteidigungsschrift gegen den Woke-Wahn des Zeitgeists und die Cancel-Culture. Mit seinen Ausführungen über das Ende des Patriarchats als «Kastration aller Franzosen» und über Philippe Pétain, der die französischen Juden beschützt und die ausländischen ausgeliefert habe, löste der Autor heftige Diskussionen aus. Sie belasten seine Kampagne. In Marseille zeigte er am Wochenende einer Passantin, die ihn anpöbelte, den Stindefinger: «Und möglichst tief.» In den Umfragen ist er deutlich hinter Marine Le Pen zurückgefallen, die ihn als «Kandidaten der Elite» bezeichnet.

Republikaner liegen zurück

Intellektuelle werden selten gewählt. Zemmours Erfolg zeugt vom spektakulären Sieg im Kulturkampf der neuen Rechten seit dreissig Jahren. 1995 gaben zwei Gaullisten den Ton an. 2017 brachten es ihre Nachfahren, die Republikaner, erstmals nicht mehr in die Stichwahl. Am kommenden Wochenende bestimmen sie ihren Kandidaten für 2022. Alle fünf Anwärter haben Zemmours Programm und Tonfall übernommen. In den Umfragen für die Wahl im Frühjahr liegt indes jeder Republikaner weit hinter Marine Le Pen und Zemmour. Gleichwohl kommen Erinnerungen an 1995 hoch: Damals gewann der Aussenseiter Chirac gegen den Kandidaten der Partei, der Eliten und der Medien.

Noch aber bleibt die Demarkationslinie der Abgrenzung von der extremen Rechten bestehen. Ein einziger Kandidat der Republikaner – Eric Ciotti – hat erklärt, dass er in einer Stichwahl gegen Emmanuel Macron und für Eric Zemmour votieren würde.

Gewichtige Prosa

Anton Beck

Lydia Sandgren: Gesammelte Werke. Mare. 880 S., 39.90 Fr.

Lesezeit ist Lebenszeit. Wer wie die 34-jährige schwedische Debütantin Lydia Sandgren seinem Publikum 880 Seiten Lektüre zumutet, sollte also etwas zu erzählen haben und es auch sprachlich zu präsentieren wissen. Sandgren, so viel vorab, gelingt beides über weite Strecken. Sie erschafft ein tiefgreifendes und eindrucksvolles Universum.

Die Schwedin erzählt in «Gesammelte Werke» die Geschichte einer Verlegerfamilie in Göteborg. Er, Martin Berg, Chef des Unternehmens, hängt in Gedanken seinen Studienjahren nach und trauert um den Roman, den er nie zu schreiben vermochte. Seine Tochter Rakel erkennt währenddessen in einem deutschen Manuskript, das dem Verlag angeboten wird, ihre Mutter, Cecilia, die vor Jahren verschwand.

Gespickt ist all das mit Exkursen in die Literatur- und Philosophiegeschichte, mit der Frage auch, welche Herausforderungen den akademischen Mittelstand im heutigen Schweden einholen. Irgendwo zwischen Sehnsucht und Zufriedenheit bleiben alle Figuren hängen.

«Gesammelte Werke» liest sich flüssig und verliert sich nicht in zu vielen Verästelungen und Figuren, sondern bleibt bei Martin und seiner Tochter Rakel. Diese durchleuchtet Sandgren präzise, rollt ihre Vergangenheit auf, etwa Martins Zeit in Paris und seine Freundschaft mit dem Lebemensch und Künstler Gustav. Auch Rakel, die etwas introvertierte und doch selbstbewusste Psychologiestudentin, nimmt Seite für Seite mehr Form an und wirkt irgendwann so lebendig wie alle anderen Figuren des Buches.

Momente des Insichversinkens

Einzigartig ist auch, wie Sandgren den Unterschied zwischen zwei Generationen, jener von Rakel und jener ihrer Eltern, erfasst. Während die Eltern auf der ständigen Suche nach sich selbst eine intensive und impulsive Jugend erlebten, findet Rakel schon früh mit sich und dem, was sie tut oder eben nicht, ihren Frieden. So sehen auch die Szenen aus, in denen sie sich bewegt: «Obwohl Rakel Berg nichts weni-

ger brauchte als noch mehr Bücher, war sie wieder einmal im Antiquariat Röde Orm gelandet. Es war ein dunkelblauer Märznachmittag, die Strassen waren vereist, und im Schein der erleuchteten Schaufenster tanzten Schneeflocken durch die Luft.»

Der wohl einzige Kritikpunkt, den «Gesammelte Werke» zu gewärtigen hat, ist die unglaubliche Länge, die Sandgren jedoch gleich zu Beginn ironisch bricht. So schildert sie die Anekdote, wie der Lektor des bekannten amerikanischen Schriftstellers Raymond Car-

Irgendwo zwischen Sehnsucht und Zufriedenheit bleiben alle Figuren hängen.

ver dessen Manuskripte zusammenstrich und so die Geschichten lakonischer, besser machte. Es ist, als wolle Sandgren einem erzählen, dass jede Seite hier drin durchaus überlegt



Tiefgreifendes Universum: Autorin Sandgren.

und jede überflüssige längst rausgefallen sei. Was bleibt, ist ein lesenswertes, «gewichtiges» Stück Prosa, das Zeit fordert, aber auch Momente des Insichversinkens schenkt. Warum also nicht Sandgren mit sich rumtragen, immer mal wieder einige Seiten lesen, beim Warten aufs Tram oder vor dem Arzttermin. So liest sich «Gesammelte Werke» fast schon rasch.



Anfang vom Ende: Thronfolger Franz Ferdinand und seine Familie, um 1910.

Felix Austria

Wolfgang Koydl

Martyn Rady: Die Habsburger. Aufstieg und Fall einer Weltmacht. Aus dem Englischen von Henning Thies. Rowohlt. 624 S., Fr. 51.90

Sissi, Strauss-Walzer, Sachertorte – bei Habsburg denkt man an eine rührselige, romantische, mozartkugelige Operettenwelt, mit Romy Schneider als der besten Kaiserin, die Österreich nie hatte. Doch die Habsburger waren weder nett noch niedlich. Sonst hätten sie nicht fast tausend Jahre lang die Geschicke Europas und der ganzen Welt mitbestimmen können.

«Aufstieg und Fall einer Weltmacht» heisst denn auch der Untertitel einer Geschichte der Habsburger, die der britische Historiker Martyn Rady packend, anschaulich und unterhaltsam geschrieben hat. Was mit einem unbedeutenden Grafengeschlecht im Aargau begann, wuchs zu einem Reich, in dem die Sonne nicht unterging: Habsburger herrschten von Peru bis zu den Philippinen.

Umso erstaunlicher ist es, dass sie nur als europäische Macht wahrgenommen werden. Gewiss, sie waren Kaiser des Heiligen Römischen Reiches, und ihr Land gehörte zu den grossen Mächten des Kontinents. Aber mit Besitzungen in Südamerika und in Asien prägten sie auch die Weltgeschichte. Im Dreissig-

jährigen Krieg, der meist als rein europäisches Ereignis gesehen wird, lieferten sich Habsburger und Niederländer Gefechte in Indonesien und im heutigen Taiwan.

Die Ansprüche der Familie waren immer hochgesteckt, höher, als es ihre Möglichkeiten erlaubten. Zugute kam ihr, was Rady den «Fortinbras-Effekt» nennt – nach dem Prinzen von Norwegen, der im letzten Akt von «Hamlet» auftritt und all die Toten um sich herum erbt. Auch die Habsburger überlebten und erbten alle: die Lenzburger, Zähringer und Kyburger in ihrer Schweizer Anfangszeit. Später die Burgunder, Jagiellonen und Przemysliden. Hinzu kam eine erstaunliche Fruchtbarkeit, die zuverlässig männliche Erben zur Einheirat in andere Häuser produzierte.

Als Segen erwiesen sich zudem, so Rady, die Niederlagen, die die Eidgenossen ihren habsburgischen Vögten zufügten. Denn Morgarten und Sempach trieben die Herrscher nach Osten, nach Österreich, wo sie die Grundlage für ihren Aufstieg legen konnten. Den Anfang machte Rudolf IV. im 14. Jahrhundert – mit fünf gefälschten Urkunden. Sie sollten belegen, dass schon Cäsar und Kaiser Nero seine Familie als Herren von Noricum, dem heutigen Österreich, eingesetzt hätten. So frech die Fälschung war, so überzeugend war sie: Erst im 19. Jahrhundert wurden die Dokumente entlarvt.

Der nächste Hochstapler war Friedrich III. Er war lediglich Herzog der Steiermark, Österreichs und von Kärnten und Krain, als er zum deutschen Kaiser gekrönt wurde. Zeitgenossen

beschrieben ihn als «verschlafen, geizig und ängstlich». Dennoch wählte er als Motto das Akronym AEIOU: *Austria est imperare orbi universo* – alles Erdreich ist Österreich untertan.

Wenig später steckte Karl V., der erste Habsburger auf Spaniens Thron, weite Grenzen: Sein Motto «Plus ultra» (immer weiter), flankiert von den Säulen des Herkules, wies hinaus in die Welt und zierte noch immer die spanische Flagge. Karl V. mag kein erfreulicher Anblick gewesen sein: Mit dem Erbdefekt eines hängenden Unterkiefers geschlagen, konnte er den Mund nicht schliessen. Aber unter seiner Herrschaft fielen Mexiko, Peru, Chile, die Philippinen an Spanien. Als «Herr der Welt» titulierte ihn der Konquistador Hernán Cortés.

«Die Welt ist nicht genug»

Karl V. war fraglos einer der bedeutendsten Habsburger. Er disputierte mit Martin Luther, reiste nach England zu Heinrich VIII., diente Cervantes als Vorbild für dessen Don Quijote und dankte nach 48 Herrschaftsjahren freiwillig ab. Mit ihm zerfiel das Habsburger Reich in zwei Teile: den spanischen und den österreichischen. Aus letzterem entstand Kakanien, das Reich, in dem Maria Theresia, Franz Joseph und seine Sissi herrschten.

Karls Sohn Philipp II. fielen auch Portugal und dessen Besitzungen in Amerika, Afrika und Indien in den Schoss. Er träumte von einer Eroberung Chinas, scheiterte aber mit seiner Armada schon an England. Sein Motto wies allerdings über das Irdische hinaus: «Non sufficit orbis» war sein Leitspruch, der noch Jahr-

Als Segen erwiesen sich zudem die Niederlagen, die die Eidgenossen den habsburgischen Vögten zufügten.

hunderte später die «Bond»-Filmemacher inspirierte: «Die Welt ist nicht genug.» Gemeint war der katholische Glaube, denn seit der Reformation verstanden sich die Habsburger als Verteidiger des Katholizismus. Indirekt zog sich dieser Auftrag bis in die Neuzeit hinein, als das katholische Österreich-Ungarn und das protestantische Preussen um die Vorherrschaft in Deutschland rangen. Doch da war der Stern Habsburgs schon verblasst. Preussen hatte ob siegt, die Nationalitäten im k.u.k. Völkerkerker rebellierten, und Franz Joseph erwies sich als unfähiger Greis. Er starb hochbetagt 1916, nachdem er Sohn, Gattin, Neffen und Bruder durch Gewalttaten verloren hatte.

Das Ende der Dynastie kam wenig später, im November 1918. Nach der Kriegsniederlage suchte der österreichische Sozialistenführer Karl Renner den letzten Kaiser, Karl I., in Schloss Schönbrunn auf. Mit fünf Worten besiegelte er das Schicksal der Herrscherfamilie: «Herr Habsburg, das Taxi wartet.»

Erste Prosa mit Achtzig

Matthias Matussek

Frank Böckelmann: Die Säumigen. Edition Sonderwege, Manuscriptum. 186 S., Fr. 23.90

Sie sind die Pest, diese Säumigen, die den ganzen Betrieb aufhalten, was einst einen berühmten Kulturchef zum Ausruf veranlasste: «Lass endlich das Manuskript los, sonst hacke ich dir die Finger ab!» – eher ein Verzweiflungsschrei. Und da kommt Frank Böckelmann daher mit seiner überfälligen Tirade «Die Säumigen», und man möchte jedes Wort unterstreichen.

Böckelmann schildert sie grandios, die Schliche dieser Ankündigungsweltmeister, dieser «Stehaufmannequins», und seine eigenen Verhärtungen und Deformationen. «Um die Kondition seiner wichtigsten Mitarbeiter – nennen wir sie pauschal Ralf Huber – zu festigen, musste er monatelang, meist jahrelang praktisch Tag und Nacht bereitstehen zum Aufmuntern, Auffangen, Konzipieren, Nachbessern und Bearbeiten (von Satzungeheuern, es waren stets mäandernde sprachliche Krampfgeburten) und schliesslich zum Erklettern zusätzlicher Arbeitsalden.»

Schmidt, der «Hochleistungspflichtige», wundert sich eines Spätnachmittags in der Dämmerung beim Blick in die Strassenschlucht, dass keine «grosse Hand die Autos ergriff und die Karosserien zerknüllte und hinauf in die Wolken schmiss». Das wäre wohl der Gipfel der professionellen Deformation: die Fantasie vom Allmächtigen als Redaktor der Welt.

Notorisches Zuspätkommen

Es ist vergnüglich, dem Herausgeber und Autor Frank Böckelmann in die schwarze Seele zu schauen und sich hinfort nicht mehr täuschen zu lassen von seinem warmen Lächeln, den einverständigen Sarkasmen, der klugen Lachbereitschaft, die bei gelegentlichen Begegnungen mit ihm aufflackern. Doch es bleibt nicht bei diesem «Holzfällen», nein, denn nun dreht der Autor die Bühne und entdeckt die «Lebenssäumigkeiten», etwa die Säumigkeit der (vermutlich eigenen) Kindheit und Schülerzeit als diesen wunderbaren Wachtraum zwischen Schulbank und Trödeln in der Welt draussen, die voller Abenteuer ist.

Dann dieses bohemienshafte, aber doch eigentlich schon schwer neurotische ständige Zuspätkommen zu den Redaktionssitzungen des *Politischen Urbanismus*, einer Zweimonatszeitschrift, dann die Abschlussarbeit über «Die Jenischen. Mikrophysik des <fahrenden> Lebens aus der Perspektive der Nomado-

logie von Gilles Deleuze und Félix Guattari» und der Tiefschlag, als er, diesmal heisst der Held Dennis, vernimmt, dass sein Professor Habermas-Schüler ist.

Nach dem säumigen Studenten nimmt Böckelmann sich die säumige und mondäne Karrieristin Liese vor, die eines Tages tatsächlich «den stillen Zusammenbruch ihrer Daseinsornamentik ernst und von der bigottem Doppelbödigkeit Abstand nimmt: Sie rehabilitierte die kleingeredete Schinderei.»

Um sich sodann die säumigen Liebhaber vorzuknöpfen, die er mit einer Art soziologischer Poesie beschreibt, welche an Michael Rutschkys 1970er-Jahre-Kultbuch «Erfahrungshunger» erinnert. Es beginnt als Potpourri des Dating-Zirkus, mit dem Mann «Auf der Überholspur» oder dem «Lustmolch», um schliesslich in der «Beziehungsarbeit» so wiedererkennbar wie ko-



misch zu landen. «Als offener Therapiefeind, fürchtete er, würde er in ihren sahnigen Leib nicht mehr eindringen dürfen.»

Sammlungsort der Intelligenz

Der «Säumige Autor» schliesst diesen Bilder- und Erkenntnisbogen auf das schönste ab. Das Erstaunlichste ist aber die Tatsache, dass dieses Buch das erste Prosawerk des achtzigjährigen Frank Böckelmann ist, den man bisher nur als funkelnden Essayisten kennengelernt hat.

Und als Herausgeber der Vierteljahrszeitschrift *Tumult*, die ohne Zweifel heute so relevant ist, wie es einst Enzensbergers *Kursbuch* für die 1960er Jahre war: ein Sammlungsort der Intelligenz. Wenn nicht das mühevollen Eintreiben der Manuskripte wäre – aber wir wollen nicht von vorne anfangen.

Die Sprache Chapeau!

Ein alter Sprachwitz ging so: Wie steigert man Hut? – Hut, Koks, Zylinder. Den Koks (wahrscheinlich jiddischen Ursprungs) nennt man heute Melone («bowler» auf Englisch), in manchen Mundarten noch als «Gox» bekannt. Ein Hut (mittelhochdeutsch «huot») schützt und schmückt. Stellung oder Religionszugehörigkeit lassen sich damit ausdrücken. Ohne Hut aus dem Haus gehen – früher undenkbar, Gott behüte.

Hüte sind etwas aus der Mode geraten, Mützen und Baseballkappen haben ihnen den Rang abgelaufen. Bei festlichen Anlässen trumpfen sie aber auf. Woran denkt man zuerst, wenn von den Pferderennen in Ascot die Rede ist? Ein Königreich für einen Hut. Queen Elizabeth soll in ihrem Leben schon Tausende Hüte getragen haben. Hutmoden kommen und gehen, Redensarten bleiben.

Dann wollen wir mal ein paar aus dem Hut zaubern und unter einen Hut zu bringen versuchen. Ist etwas schiefgelaufen, heisst es manchmal den Hut nehmen. Übernimmt jemand Verantwortung, zieht man vor ihm den Hut. Hut ab! Chapeau! Vielleicht geht Ihnen jetzt der Hut hoch. Soll er sich seine Redensarten doch an den Hut stecken. Ich höre auch schon auf, bevor ich eins auf den Deckel (umgangssprachlich für Hut) kriege. Ich hoffe aber, die Hutschnur ist Ihnen nicht geplatzt, denn dies wäre eine Kontamination (Ver-mischung) der beiden Redensarten «jemandem platzt der Kragen» und «jemandem geht etwas über die Hutschnur».

Hüte kann man aufsetzen oder in den Ring werfen (sich um etwas bewerben), eine Lehnübersetzung aus dem Englischen. Bei Schaukämpfen im 19. Jahrhundert warfen Zuschauer, die mitmachen wollten, ihren Hut in den Boxring. Hat ein Schweizer richtig ge-bechert, hat er «Öl am Huet». Aus dem Buch «Steinige Wege» des Emmentaler Schriftstellers Simon Gfeller (1868–1943): «Sie hatten beide Öl am Hut und schwatzten und krakehlten [sic!] drauflos.» Solange es Köpfe gibt, so lange wird es Hüte geben. Manche Menschen sollen sich ohne Kopfbedeckung nackt fühlen. Und hören Sie sich an, was Pozzo in Becketts «Warten auf Godot» sagt: «Ohne Hut kann er nicht denken.»

Max Wey

Tyler Perrys schwarze Traumfabrik

Er ist eine der reichsten und einflussreichsten Personen im Showgeschäft. Haben Sie schon von ihm gehört?

Benjamin Bögli

Tyler Perry's House of Payne (USA 2021)
10. Staffel. Bei Amazon abrufbar.

Die Symbolkraft könnte nicht grösser sein. Genau dort, wo die Zentrale der Südstaatenarmee stand, schlug Tyler Perry seine Zelte auf. Im 19. Jahrhundert heckten weisse Offiziere im Fort McPherson in Atlanta Strategien zur Erhaltung der Sklaverei aus, heute beschäftigt Filmmogul Perry auf demselben Gelände rund 600 freie Leute. «Schwarze und braune» Angestellte, wie er sagt, deren Unterhaltungsqualitäten ganz Amerika verzaubern. Die Tyler Perry Studios sind doppelt so gross wie die von Warner im fernen Hollywood. Perry ist der einzige Schwarze, der ein grosses amerikanisches Filmstudio besitzt, dabei hat er nicht einmal einen Highschool-Abschluss. Er begann mit Ersparnissen von 12 000 Dollar und baute sich seine eigene Traumfabrik in den Südstaaten. Das Credo des heute 52-jährigen Junggesellen lautet: «Eigentum verändert alles.»

Perrys Karriere widerlegt das Vorurteil des Afroamerikaners ohne Aufstiegschancen. Sein Lebenslauf bestätigt aber ein anderes Klischee – jenes des amerikanischen Traums, den es eben doch noch gibt und den einige vor ihm lebten: Harry Belafonte, Sidney Poitier, Muhammad Ali, Sammy Davis jr., Barack Obama ... Nur ist Perry nicht auf die Gunst der Weisen angewiesen, er herrscht über sein eigenes Universum. Mittlerweile ist es so, dass der 2,01 Meter grosse Hüne den Giganten der Branche wie Disney, Netflix oder Apple seine Anlage für deren Filmprojekte zur Verfügung stellt.

Mentorin Oprah Winfrey

Die Verhältnisse haben sich grundlegend geändert, seit Perry vor gut fünfzehn Jahren in Hollywood anklopfte. Damals kannte ihn dort niemand. «Ich wurde unterschätzt», sagte er letztes Jahr in einem ausführlichen Interview dem Rapper und Podcast-Host T.I. Harris. In seinem Heimatstaat war Perry zu einer Entertainment-Grösse herangewachsen. Im Jahr 2005 beispielsweise spielte er 300 Live-Shows,



«Eigentum verändert alles»: Hollywood-Aufsteiger Perry.

pro Woche sahen 35 000 Zuschauer seine Stücke. Es gingen ihm die Bühnen aus, deshalb entschied er sich, einen Spielfilm zu machen, damit er noch mehr Leute erreichen konnte. Dass man das Potenzial des Drehbuchschreibers, Regisseurs und Schauspielers aus Georgia in Los Angeles nicht wirklich erkannte, nutzte Perry zu seinem Vorteil. Lionsgate verfilmte zwar sein Theaterstück «Diary of a Mad Black Woman», die Rechte blieben jedoch bei ihm. In Hollywood wusste man wenig von seiner riesigen afroamerikanischen Anhängerschaft und rieb sich verwundert die Augen, als der Film 2005 bereits am ersten Wochenende trotz miesesten Kritiken über zwanzig Millionen Dollar einspielte. Die Fans hatten Perry nicht im Stich gelassen.

Der Geschäftspraktik blieb er bis heute treu. Er besitzt 100 Prozent aller seiner produzierten Inhalte. Das sind mehr als 1200 TV-Serienfolgen, über zwanzig Spielfilme und mindestens zwei Dutzend Bühnenstücke. Gemäss *Forbes* war er 2011 mit einem Einkommen von 130 Millionen Dollar der höchstbezahlte

Mann im Entertainment-Geschäft. «Weil mir alles gehört, sind meine Einnahmen höher», sagt er. Dieses Jahr erhielt er einen Ehren-Oscar. Vom astronomischen Erfolg Perrys hört man in Europa jedoch nichts. Er ist ein hochinteressantes lokales ethnische Phänomen. Unter den Afroamerikanern mögen ihn aber längst nicht alle: Talkshow-Ikone und Milliardenunternehmerin Oprah Winfrey verehrt ihn, Regiemeister und Bürgerrechtler Spike Lee kann wenig mit ihm anfangen.

Perry wuchs in ärmlichen Verhältnissen in New Orleans auf, sein Vater misshandelte ihn, seine Mutter vergötterte er; er dachte an Selbstmord, in der Kirche fand er Zuflucht und Trost. Mit zwanzig sah er in der «Oprah Winfrey Show» jemanden, der sagte, dass Schreiben eine therapeutische Wirkung haben könne, um das Leid, das einem widerfahren sei, zu verarbeiten. Perry begann, sich selber Briefe zu schreiben. Dieses Material verwendete er als Basis für sein 1992 uraufgeführtes Musical «I Know I've Been Changed». Er finanzierte es mit

12 000 Dollar aus der eigenen Tasche. Es dauerte sechs Jahre, bis er mit dem Stück Geld verdiente. Oprah Winfrey wurde seine Mentorin und Gotte seines Sohns. «Er macht mich stolz, er ist ein Visionär, ein Vorreiter», würdigte sie ihn vor einem Jahr im *Time*-Magazin.

Ganz anders sieht es Spike Lee. Der prägende schwarze amerikanische Filmemacher nannte Perrys Werk «coonery and buffoonery». Lee glaubt, es zementiere die Vorurteile gegenüber der Kultur der einfacheren schwarzen Bevölkerung im Land. Dem progressiven Regisseur, der in seinen Filmen lieber auf gesellschaftliche Missstände in diesem Milieu hinweist, passt es nicht, dass sich Millionen von Afroamerikanern aufs beste unterhalten fühlen, wenn jemand wie Perry ihnen fröhlich aus der Seele spricht.

Perrys goldene Gans, sozusagen, heisst Madea. Sie ist eine komödiantische Bühnen-, Sitcom- und Filmfigur, die er erfand und gleich auch selber spielte. Sie ist die Verkörperung der älteren, toughen afroamerikanischen Gross-

Perrys Ansichten hören sich an wie das Gegenprogramm zur Forderung nach mehr Diversity.

mutter, der «Big Mama», wenn man so will. Eine fluchende Patriarchin mit Knarre in der Handtasche und einem ordentlichen Vorstrafenregister, die sich ihr Leben irgendwo zwischen Herd, Haus und Herrgott eingerichtet hat und schliesslich nur das Beste will. Perry schrieb zwölf Theaterstücke und produzierte zehn Filme mit Madea-Beteiligung. Ihren bisher letzten Auftritt hatte die Lady alias Tyler Perry letztes Jahr in «Madea's Farewell».

Perry ist eine seltene Mischung aus inspiriertem Hochleistungsschreiber, der den Geschmack der Masse trifft, und genialem Geschäftsmann. «Wenn ich in die Ferien gehe, schreibe ich, das entspannt mich», sagt er. Er sei jeweils acht Monate für sein Unternehmen tätig, und vier Monate mache er Urlaub. Die Geschäftsführung der Tyler Perry Studios hat er der schwarzen Filmproduzentin Michelle Sneed übergeben. Frauen sind seit je Perrys Ein und Alles: «Meine Mentoren waren schwarze Frauen: meine Mutter und Oprah (Winfrey).» Als Junge erfuhr er in den Gottesdiensten von ihren Sorgen, ihren Ängsten, sah aber auch, was sie glücklich macht. Seine Stücke handeln von diesen Eindrücken. Die Zuschauerinnen finden in seinen Shows deshalb so etwas wie den Schlüssel zu ihrem Herzen.

«Die Frauen, mit denen ich in die Kirche ging, waren und sind bis heute meine seelische Unterstützung», sagt Perry. Der Support ist natürlich nicht bloss feinstofflicher, sondern auch pekuniärer Art: Sein zahlendes Publikum besteht hauptsächlich aus Frauen. Perrys weibliche Fans sind so zahlreich, dass er, wie der *New Yorker* 2019

schrieb, zum «ersten schwarzen Hollywood-Milliardär werden könnte». Dieses Jahr schaffte er es dann tatsächlich auf die *Forbes*-Liste der Milliardäre. Für das *Time*-Magazin war Perry einer der «100 einflussreichsten Menschen 2020».

Weder Demokrat noch Republikaner

Mit Oprah Winfrey an seiner Seite hat Perry ein Unterhaltungsimperium für Amerikas schwarze Bevölkerung erschaffen. Er kann genau benennen, wie es ihm gelang: Erkläre den anderen nie ihre Kultur! Als er in Hollywood auftauchte, wusste er genau, dass die wissen, wie das Filmbusiness läuft. Er konnte also nur lernen. Umgekehrt kannte Hollywood die Kultur der Schwarzen nicht, er schon. Sie wollten ihm vorschreiben, wie er seine Community darzustellen habe, das liess er nicht zu. Deshalb habe er den Aufstieg geschafft.

Perrys Ansichten hören sich an wie das Gegenprogramm zur akademischen Forderung nach mehr Diversity, die in Hollywood sonst eifrig umgesetzt wird. «Die Rassentrennung war furchtbar», sagt er, «mit ihrem Ende gingen aber auch viele Geschäfte von Schwarzen unter. Die Läden liefen während der Rassentrennung so viel besser, weil die Schwarzen gezwungen waren, bei Schwarzen einzukaufen. Danach verzettelten wir uns in verschiedene Richtungen [...] Wieso gehen wir also nicht zu uns zurück? Das heisst aber auch, dass wir komplett ehrlich zu uns sind: Wir müssen professioneller werden. Wenn wir einmal gelernt haben, perfekt organisiert zu arbeiten, glaube ich, dass viele von uns uns auch unterstützen. Ich habe es genauso erlebt: Mein Publikum ist extrem loyal.» «Inklusion», der linksliberale Modebegriff, klingt irgendwie anders. Politisch lässt

sich der Unternehmer indes keinem Lager zuordnen. «Ich bin weder Demokrat noch Republikaner. Ich bin ein unabhängiger Geist. Ich wähle die Person, von der ich denke, dass sie das Land am besten führt», zitierte ihn *Variety* im letzten Herbst vor den amerikanischen Wahlen.

Sein Geschäftsgebäude auf der ehemaligen Armeeanlage in Atlanta hat er «Dream Building» getauft. Von hier aus gibt der Selfmade-man – sein Hobby ist die Modellfliegerei – seinen Träumen Auftrieb. «Es gibt keinen Job im Entertainment-Business, den ich nicht beherrsche», sagt Perry, der als Schauspieler auch immer wieder in Erfolgsfilmen wie «Star Trek» oder «Alex Cross» mitwirkt. 2018 spielte er im Oscar-nominierten Biopic «Vice» den kürzlich verstorbenen US-General und -Aussenminister Colin Powell. Das grosse Geld verdient er aber mit seinen Produktionen. 2007 verkaufte er hundert Folgen seiner Serie «Tyler Perry's House of Payne», die mittlerweile in der 10. Staffel läuft, an Ted Turners TBS für 200 Millionen Dollar. Dann verband ihn eine langjährige Partnerschaft mit Oprah Winfrey und ihrem eigenen hochrentablen Sender OWN. Jüngst handelte er einen 150-Millionen-Dollar-Vertrag mit Viacom CBS aus. Bis 2025 wird er für den Medienriesen neunzig Serienfolgen beisteuern. Zum Deal gehört auch eine Beteiligung am Streaming-Dienst BET+ von Black Entertainment Television, das zum selben Konzern gehört.

Das Beste daran? «Ich habe kein Konkurrenzverbot», sagte Perry letztes Jahr dem *Forbes*-Magazin. Er wollte damit sagen, dass er mit seiner Kultfigur Madea bereits wieder einen Film für Netflix und eine Showtime-Serie plant. Die Kritiken werden schlecht sein, das Publikum wird Tyler Perry lieben.

«Das Leben lässt sich nicht kontrollieren. Aber gestalten. Mit Selbstbestimmung.»

Patrick Frost
Group CEO

Für das selbstbestimmte Leben unserer Kundinnen und Kunden.



Der Anfang vom Ende: The Beatles.

Pop Walzer mit Yoko, Veitstanz mit Paul

Peter Kemper

The Beatles – Get Back: Dokumentarfilm von Peter Jackson. 468 Minuten. Auf Disney+

In einer Szene der neuen Beatles-Dokumentation «Get Back» des Regisseurs Peter Jackson formuliert Paul McCartney prophetisch: «In fünfzig Jahren wird man sich das hier anschauen und merken, wie komisch es ist. Die Beatles sind auseinandergegangen, weil Yoko auf einem Verstärker sass.»

Nun hat es 52 Jahre gedauert, und ganz so einfach war es wohl doch nicht. Denn die Gründe für George Harrisons kurzzeitigen Ausstieg lagen nicht allein in Yoko Onos Omnipräsenz im Studio, sondern waren komplexer: Zum einen wehrte sich George gegen McCartneys Idee, die Beatles sollten sich als «Live Band» auf ihre Anfänge im Rock 'n' Roll zurückbesinnen und mit einem spektakulären Konzert – vielleicht in einem Amphitheater in Libyen oder auf einem Kreuzfahrtschiff – wieder gross rauskommen. Zum anderen fühlte er sich wieder einmal von Lennon/McCartney als Songschreiber nicht ernst genommen. Peter Jackson, der vielfach gefeierte Regisseur der «Lord

of the Rings»-Trilogie, ist sich jedenfalls sicher: «Unser Film zeigt nicht die Auflösung der Beatles, aber er zeigt den einen historischen Moment, von dem man sagen könnte, dass er den Anfang vom Ende markierte.»

Fast drei Jahre hat Jackson 60 Stunden Film- und mehr als 150 Stunden Audio-Material durchforstet, um die «wahre Geschichte» (McCartney) des von Fans vielfach ungeliebten «Get Back/Let It Be»-Projekts zu rekonstruieren. Denn der Neuseeländer hat sich bis-

Drei Jahre hat Jackson 60 Stunden Film- und mehr als 150 Stunden Audio-Material durchforstet.

her nicht nur als epischer Erzähler profiliert, sondern 2018 auch als Dokumentarfilmer mit «They Shall Not Grow Old» über englische Soldaten im Ersten Weltkrieg einen Namen gemacht. Wie im Falle der Beatles-Doku griff Jackson für die Kriegs-Rekonstruktion ausschliesslich auf historisches Bildmaterial zurück, das er allerdings mit Hilfe digitaler Zaubertricks zu neuem Leben erweckte.

Jetzt hat er sich wieder in vermintes Gelände begeben. Denn an den Aufnahmen für das spätere «Let It Be»-Album der Beatles und dem gleichnamigen 81-minütigen Film scheiden sich bis heute die Geister. Auf der Suche nach ihren Ursprüngen im Rock 'n' Roll der

fünfziger Jahre hatten sich die «Fab Four» Anfang Januar 1969 in den Twickenham-Filmstudios zusammengerauft: Ein immer präsent Kamerasteam sollte die Entstehung neuer Songs für ein späteres TV-Special und Proben für das geplante Live-Konzert aufzeichnen. Während man sich von dem Comeback-Auftritt in exotischem Rahmen vor Publikum schnell verabschiedete und als Kompromiss das «Rooftop»-Konzert auf dem Dach des Apple-Studios verabredete, entstand aus den Studio-Sessions später das «Let It Be»-Album.

Herzhaft lachende Beatles

Als es zusammen mit dem gleichnamigen Film schliesslich im Mai 1970 auf den Markt kam, hatte McCartney wenige Wochen zuvor am 10. April das Ende der Beatles bereits offiziell verkündet. In dieser Perspektive der Auflösung der am meisten vergötterten Pop-Band auf dem Planeten wurden Album und Film damals wahrgenommen. Lennon befeuerte diesen weitverbreiteten Eindruck später durch Kommentare wie: «Den Film «Let It Be» zu machen, war die Hölle. Es war die jämmerlichste Session auf Erden.» Und McCartney sekundierte mit britischem Understatement: «An jenem Punkt wurde es ein wenig angespannt zwischen uns, und erste Risse machten sich bemerkbar.»

Harrison gab sich unverbindlicher: «Es war eine sehr, sehr schwierige, stressreiche Zeit.» Und Ringo hatte die Erklärung: «Ich glaube,

jeder war damals der Gruppe ein wenig überdrüssig.» Doch jetzt ist alles anders: Jacksons erklärtes Ziel war es, ein positiveres Bild von den letzten Tagen der Beatles zu zeigen, als es bisher in den Köpfen von Millionen «Fab Four»-Fans kursierte.

Da gibt es immer wieder herzlich lachende Beatles zu sehen, langjährige Freunde, die in den dreiwöchigen Sessions einfach wieder Spass zusammen haben. Selbst ihre derbsten

*«Den Film **Let It Be** zu machen, war die Hölle. Es war die jämmerlichste Session auf Erden.»*

Witze atmen Zuneigung, ihre Frotzeleien signalisieren unterschwellige Verbundenheit. Nach einer zehnminütigen Einleitung, die den Aufstieg der Liverpools im Schnelldurchlauf zeigt, werden wir Zeuge, wie sich der «Get Back»-Song schmerzlich langsam zu seiner endgültigen Form entfaltet.

Und auch eine missverständliche Episode, wie die Improvisation von «No Pakistanis», lässt Jackson in seinem Film nicht aus. Damals wurde England, quasi im Nachklang zu Enoch Powells rassistisch gefärbter «Rivers of Blood»-Rede vom April 1968, von hefti-

gen Anti-Immigration-Demos und Strassenkrawallen erschüttert. Zu den entsprechenden Schwarz-Weiss-Einblendungen rappen Lennon/McCartney in seltsam schriller Manier: «Don't dig no Pakistanis taking all the people's jobs.» Und auch der nachfolgende «Commonwealth Song» macht unmissverständlich klar, dass es sich bei diesen spontanen Studio-Jams um bitterböse Satire handelt: In Wahrheit machen sich die Beatles hier über Powells Einwanderungspolitik lustig und können grinsend im gezierten Sprachstil einer englischen Lady konzedieren: «The Commonwealth is much too common for me.»

Mal spielt Paul mit Ringo dreihändig Piano, dann wieder tanzt John mit Yoko einen Walzer, oder Harrison führt den Keyboarder Billy Preston ein, der sich sofort gutgelaunt in die Gruppe integriert. Natürlich gibt es in den beinahe acht Stunden Film auch rhetorischen Leerlauf, und die langwierigen Entstehungsprozesse von Songs wie «Don't Let Me Down» oder «Two of Us» mögen nur den Hardcore-Fan interessieren.

Doch ein Moment in dieser Material-Orgie – Wort für Wort nachzulesen im «Get Back»-Begleitbuch – dürfte jeden Zuschauer ins Herz treffen: Während die Band an «Dig a Pony» arbeitet, singt Paul plötzlich «I Had a Dream»



und fragt, wann genau noch mal Martin Luther King erschossen wurde. Lennon antwortet: «Ist ein, zwei Jahre her, nach Kennedy.» Paul: «... Und auch von einem Irren, von einem weissen Irren.» John erklärt ihm dann mit flachsendem Sarkasmus: «Aber das ist nicht irre, Mann, das gehört zum Geschäft.»

Keine zwölf Jahre später wird Lennon dann selbst Opfer dieser Geschäftspraktiken, von einem «weissen Irren» erschossen – bittere Ironie der Geschichte.

AM FREITAG,
3. DEZEMBER
IM SUPER-
JACKPOT

140

MILLIONEN

ENTSPRICHT IN CHF
DEM MINIMAL
GARANTIERTEN JACKPOT
VON 130 MIO. EUR.

SWISSLOS

**EURO
MILLIONS**



Fokus auf das Langsame, Innige: Klassik-Hitwunder Bartoli.

Klassik Taufersch aus dem Kühlregal Manfred Brug

Cecilia Bartoli: Unreleased (Decca)

Sofort ist die Mezzo-Katze aus dem Sack. Kratzt, faucht, erregt sich. Im wild auffahrenden Rezi-tativ «Ah! perfido» aus Ludwig van Beethovens gleichnamiger, immer schon als Primadonnen-Vehikel dienenden Gesangsszene. So sind wir es von dem römischen Temperamentsbündel Cecilia Bartoli gewohnt, so hat sie seit Jahrzehnten schon ihre Fans mit der bunten Palette ihrer vokal-ten Farbefekte in den Bann gezogen. Sehr frisch hört sich das an, packend unmittelbar, eine Sängerin auf der Höhe ihrer stimmlichen Möglichkeiten. 55 Jahre ist sie inzwischen alt, im vierten Jahrzehnt verläuft ihre Weltkarriere.

Auch eine Cecilia Bartoli hat das Geheimnis ewiger Jugend nicht gepachtet. Sie freilich geht aktiv gegen die verlaufende Zeit vor. Ihre wie immer gutvorbereitete Plattenlegende will uns nun glauben lassen, sie habe in den Zeiten des Lockdowns beim Stöbern im eigenen Archiv ein ganzes, tatsächlich vergessenes Album mit Konzertarien von Mozart, Haydn, Beethoven und dem Prager Mozart-Freund Josef Myslivecek wiederentdeckt! Ebenfalls mit dabei: Maxim Vengerovs zartschmelzende Stradivari, die zweimal Mozart begleitet, und Muhai Tang,

der mit elegantem Schwung das Kammer-orchester Basel dirigiert.

Manierterter Melodiekaugummi

Ende 2013 sind diese Einspielungen ent-standen. «La Bartoli» hat ganz offenbar für Zeiten vorgesorgt, wenn die Stimme nicht mehr den Zauber der Jugend atmet, wenn das Alter auch des Vokalapparats nicht mehr zu leugnen ist. Andere Frauen frieren vorsichts-halber Eizellen ein, Cecilia Bartoli hat Arien ins Kühlregal gelegt. Coverfotos kann sie längst perfekt fotoshoppieren, aber auf ihrem klang-frischen Album «Unreleased» tönt sie uns nun als acht Jahre jüngerer Avatar entgegen. Aber was der Poplegende Abba recht ist, das kann auch einem Klassik-Hitwunder wie Cecilia Bar-toli billig sein.

Hat sie doch auch sonst gut vorgesorgt. Längst ist die Bartoli Schweizer Staatsbürgerin, ein paar Mal im Jahr kommt deshalb das Opern-haus Zürich zu Aufführungsehren. In zwei Jah-ren übernimmt sie zudem die Intendanz der Opéra de Monte Carlo. Auch die Pflingstfest-spiele in Salzburg, wo sie bis 2026 als künst-lerische Leiterin amtiert, sind ein Kernschmelz-punkt ihrer genialen Neuerfindung der Diva als Barocksängerin mit kleiner Stimme, die sich rar macht. Denn hier wird alles auf sie zurecht-besetzt: das Programm; die Regisseure; das

*Hier wird alles auf sie
zurechtbesetzt: das Programm,
die Regisseure, das Orchester.*

selbst gegründete Orchester Les Musiciens du Prince-Monaco; die inzwischen weitgehend ähnlich alten Sänger wie sie, die keinerlei Gefährlichkeit ausstrahlen.

Sehr gut aber kann Bartoli nach wie vor das Langsame, Innige, obwohl sie es bisweilen zu manieriertem Melodiekaugummi dehnt. Sieben grosse Szenen und Konzertarien der Wiener Klassik hatte der Mezzo also auf «Unreleased» versammelt. Vielleicht schienen ihr die Auswahl dieser Werke damals auch zu nah an dem, was sie bereits eingespielt hatte, der neue Repertoire-wert zu gering? Aber eher dachte sie wohl an ihre Altersvorsorge. Wer weiss, was diese tolle Sänge-rin und immer schon clevere Geschäftsfrau noch so alles für die kommenden Jahre gebunkert hat?

Von der unlängst verstorbenen Starsängerin Jessye Norman weiss man, dass in den Archiven mindesten noch «Tristan und Isolde»-Auszüge mit dem Gewandhausorchester Leipzig unter Kurt Masur und ein spanische Liedalbum lie-gen. Norman hatte sie nie zur Veröffentlichung freigegeben. Das wären wirklich substanzreiche Ergänzungen ihrer kostbaren Diskografie. Dagegen kommt Cecilia Bartoli mit ihren un-veröffentlichten Konzertarien als schönheits-chirurgische Sammelmassnahme nicht an. Die taugen höchstens zur Fussnote. Aber zur apart schönen, immerhin.



Serie

Die Unterbelichteten vom Oberwallis

Benjamin Bögli

Tschugger (Schweiz 2021)

Regie: David Constantin. 1 Staffel à fünf Folgen. Auf Playswiss.ch abrufbar

Dass im Walliser Dialekt Kultpotenzial steckt, zeigte sich schon in der erfolgreichen Schweizer Blödelkomödie «Achtung, fertig, Charlie!» (2003). Der kiffende und wallisernde Rekrut Schlönz war ein Publikumsliebling. Nicht nur, aber auch von Gras benebelt, stolpern die Damen und Herren im neuen SRF-Klamauk «Tschugger» durchs manchmal tiefverschneite und dann plötzlich wieder staubtrockene Oberwallis.

Wobei: neu? Irgendwie hat man den Titel schon einmal gehört – oder beinahe. 2012 wurde ein Walliser Mehrteiler namens «Tschutter» praktisch über Nacht zum Internet-Hit. Hauptdarsteller und Regisseur waren derselbe: David Constantin. Damals ging es um Fussballer. Jetzt geht es um Polizisten. «Tschugger» trifft es hier natürlich besser, denn das Prädikat «Polizisten» verdienen die beiden unterbelichteten Cops Bax (Constantin) und Smetterling (der vom Ringier-Portal Izzy bekannte Zürcher Unterhalter Cedric Schild) nicht. Bax und Smetterling kamen übrigens schon in «Tschutter» vor.

Service Public?

Die neue Serie besteht aus fünf halbstündigen Folgen, die verführerisch aufgebaut sind. Es geht um einen mittel- bis hochalpinen Drogenschmuggel, der schief läuft. Es gibt Tote, und statt im Fiat Panda mit einem Sack voll Geld sitzen eine Walliser Möchtegern-Rapperin und ein ebensolcher Manager in einem Camion voller Tomatensugo aus Italien. «Tschugger» nimmt wahrscheinlich alles im Wallis aufs Korn, was man sich abgesehen vom Matterhorn



vorstellen kann. Das reicht vom Mascarpone auf dem Raclette bis zum «komischen Onkel aus Thailand», der sich zu Hause dann an die «Cousine heranschmeisst».

Natürlich kennt jeder jeden, Polizisten stehen auf dem Posten schon mal mit einem Glas Weisswein herum, überall herrscht Vetterliwirtschaft, und der lokale Grossunternehmer führt Übles im Schilde. Das ist manchmal köstlich, manchmal spritzig, manchmal schal. Der «Tschugger»-Humor unterzieht die Selbstironie von Herrn und Frau Walliser sozusagen einem Elch-Test.

Gleichzeitig stellt sich aber die Frage, ob es die Aufgabe von SRF und des Service public ist, sich so unflätig über eine Region lustig zu machen. Wohlverstanden: «Tschugger» ist offensichtlich überdreht. Doch wenn in einer solchen Komödie nur Halbschlaue auftreten,

Edler Druck
prägt
Sinnlichkeit ins
Leben

SHELLENBERGGRUPPE
Das innovative Familienunternehmen für Printmedien und digitale Kommunikationslösungen – schweizweit vertreten.
+41 44 953 1111
schellenberggruppe.ch

verliert sie nicht nur an Spannung, sondern auch an Substanz. Deshalb verwundert es, dass «Tschugger» in verschiedenen Medien bereits mit Serien wie « Fargo » oder « Lilyhammer » verglichen wird.

Vor allem letztere aus dem Jahr 2012 lässt bitter-böse und umwerfend lustig zwei unterschiedliche Weltanschauungen aufeinanderprallen. Der Reiz liegt unter anderem im politisch unkorrekten Kultur-Clash. Neben der mal mehr und mal weniger amüsanten Trotteligkeit sucht man so etwas bei «Tschugger» vergebens. Und das ist die eigentliche Schwäche: Die Serie ist zwar pffiffig inszeniert, die Typen – darunter viele Laienschauspieler, die sich bis zu einem gewissen Grad selber spielen – sind gut gewählt, doch dem Stoff fehlt die Seele und den Figuren das Herz.

Jazz

Glanz von gestern

Peter Rüedi

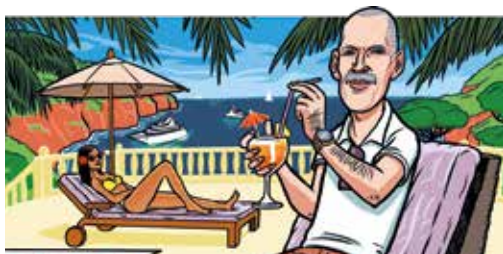
Howard McGhee: The Classic 1960s Albums. Enlightenment EN 4CD9182 (4 CDs)

«Der Historiker ist ein rückwärtsgewandter Prophet», sagte Friedrich Schlegel. Der Satz betrifft auch den Jazzhistoriker. Er meint, unter anderem, im Rückblick sei es billig, die zu dessen Zeit verkannte Bedeutung eines Künstlers richtig einzuschätzen. Was nicht heisst, die späte Rehabilitation eines verkannten Genies sei ein sinnloses Unterfangen, dürfen wir doch im Künstler durchaus den «vorwärtsgewandten» Propheten sehen. Vorausgesetzt, Geschichte wird überhaupt wahrgenommen.

Damit wären wir bei der Bedeutung der Tonaufzeichnung für den Jazz ganz allgemein. Und im Besonderen bei der Ehrenrettung für jene CD-Produzenten, welche für die Kompilationen von Musik geschmäht werden, deren Urheberrecht abgelaufen ist. So rückt das britische Label Enlightenment mit der Reedition von acht LPs auf vier CDs die Musik eines Trompeters wieder ins Bewusstsein, der allenfalls noch ein fernes Gerücht ist. Mit Dizzy Gillespie und Fats Navarro war Howard McGhee (1918–1987) an der Trompete einst einer der Pioniere des Bebop, des aufregend neuen Jazz der vierziger Jahre. Er kam aus dem Swing, und er vereinigte in seinem flüssigen, schlüssigen Stil den alten Drive mit den komplexen Strukturen der neuen Wilden um Charlie Parker. Der war McGhees bewunderter Partner, leider auch im Gebrauch von Drogen. Für die Gemeinde der Bebop-Fans zunächst eine Art Star, verschwand McGhee in den Fünfzigern mit wenigen Ausnahmen von der Szene, befreite sich um 1960 für wenige Jahre von seiner Sucht, um, rückfällig geworden, erneut zu verstummen. Die Musik aus der kurzen kreativen Phase, auf die sich die acht Alben aus den Jahren 1960 bis 1962 konzentrieren, lässt uns einen seinerzeit aus der Mode gefallenen Musiker entdecken. Sein Bebop, wiewohl im Vergleich zu den Anfängen eine Spur subtiler und nachdenklicher, war für die Fans damals Musik von gestern. Die Sensationen waren Hardbop und modaler Jazz.

Aus der Distanz von mehr als einem halben Jahrhundert staunen wir allerdings über die Frische, Logik und Selbstverständlichkeit von McGhees Ideen; über die Sicherheit einer unverwechselbar persönlichen Phrasierung und Tonbildung. Idealer Einstieg: Disc 2, Tracks 7 bis 13, das Album «Maggie's Back in Town!!» mit Phineas Newborn Jr., Leroy Vinnegar und Shelly Manne. Keine Nostalgie. Jazz zurück in der Zukunft.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Probleme lösen mit MvH

Mark van Huissing

Wer liest, Radio hört oder fernsieht, stösst oft auf Schreiber beziehungsweise Autoren von Audio- oder Videobeiträgen, denen nichts mehr einfällt. Die auf den Musenkuss warten. Ist es interessant, jemanden beim Überwinden seines *writer's block*, Schreibstaus, zu beobachten? Möglicherweise. Mit Sicherheit aber berichten Mitglieder der sogenannten kreativen Klasse gerne von sich selbst (MvH bildet dabei wohl keine Ausnahme) respektive über Gebiete, die sie etwas angehen.

Willkommen auf dem weiten Feld der Kreativitätsförderung. «Ihr Kolumnist ist immer an Hilfe und Ratschlägen interessiert. Er neigt bloss zu Zweifeln, ob die Mehrheit der Helferinnen sowie Ratgeber irgendjemandem hilft ausser sich selbst.» Ja, Leserin, Leser mit langem Erinnerungsvermögen, diese Sätze sind von mir, und es ist noch nicht lange her, dass ich sie veröffentlicht habe (unter der Überschrift «MvH hilft nicht»). Heute nun die Ausnahme von der Regel.

Vor Jahren schon fiel mir «How to work better», die Malerei der Schweizer Künstler Peter Fischli und David Weiss von 1991, an einer Bürohauswand in der Nähe des Bahnhofs Oerlikon auf; man konnte sie aus dem Zug en route zum Flughafen Zürich sehen. Es handelt sich dabei um Merksätze von «Do one thing at a time» bis «Smile». *How-tos*, also Kurzanleitungen, die sich auf das Lösen eines engbegrenzten Problems beschränken, seien äusserst populär, steht auf der Website neuernorden.org. Und weiter, dass David Weiss in Thailand (*of all places*, Anm. Ihres Kolumnisten), an der Fassade einer Keramikwerkstatt, auf die zehn Regeln gestossen sei.

Vor kurzem erst wurde ich aufmerksam auf die sogenannten *Oblique Strategies* – schräge, indirekte, mittelbare Vorgehens- oder Verfahrensweisen – der Briten Brian Eno, eines Musikers, und des Multimediakünstlers Peter Schmidt aus dem Jahr 1975. (Enthüllung: Die Präsentatoren der Radioshow «Radcliffe and Maconie» auf BBC 6 Music, die ich sonntags zwischen 8 und 10 Uhr während meiner Laufrunde am Wehrenbach höre, erwähnten diese.) Die schrägen Vorgehensweisen kommen daher als Einzeiler auf, je nach Ausgabe, rund 120 kleinen Karten, darum der Untertitel «Über hundert lohnenswerte Dilemmas».

Zu meinen Favoriten zählen: «Eine Linie hat zwei Seiten», «Mach eine erschöpfende Liste mit Dingen, die du tun könntest, und entscheide dich für den letzten Eintrag», «Ehre deine Irrtümer als versteckte Absichten», «Fürchte dich nicht davor, deine Talente zu zeigen», «Räum auf» und, meine Nummer eins zurzeit vielleicht, «Mach ein leeres Blatt Papier wertvoll, indem du es in einen kunstvollen Rahmen steckst».

Man kann das als Selbsthilfekitsch oder so abtun, klar (was eine Haltung wäre, die mir auch nicht ganz fremd ist). Andererseits bin ich ein Freund des *whatever works*-Ansatzes. Für die, die einen über meine Empfehlung hinausgehenden Wirksamkeitsnachweis wünschen, verweise ich auf den mit «Cultural impact» überschriebenen Abschnitt der *Oblique-Strategies*-Wikipedia-Seite. Im Film «Slacker» von Richard Linklater etwa wird auf die Merksätze

«Mach ein leeres Blatt Papier wertvoll, indem du es in einen kunstvollen Rahmen steckst.»

Bezug genommen, weiter in Songs von R. E. M., Coldplay (Brian Eno produzierte ein Album der Band), Phoenix sowie MGMT (ein Mitglied soll gesagt haben, sie hätten einen Stapel der Karten im Studio gehabt, aber nicht gewusst, ob sie sie richtig eingesetzt hätten). Vor allem aber hat Eno die schrägen Vorgehensweisen während Aufnahmen für die Berliner Alben von David Bowie – «Low», «Heroes» und «Lodger» – angewendet, was nun wirklich nicht schlecht ist.

Wie man die Karten richtig einsetzt? Schwer zu sagen. Ich ziehe gelegentlich eine, wenn ich

ins Büro komme und der vor mir liegende Tag lang ist. Um dann darüber nachzudenken, was mir die Künstler sagen wollten: «Von nichts zu mehr als nichts», «Gönn dir eine Nackenmassage», «Braucht es Löcher?», «Gib deinem schlimmsten Drang nach» oder, *the classic*, «Kurzschluss (Beispiel: Ein Mann, der Erbsen isst, um seine Manneskraft zu stärken, schaufelt sie direkt in seinen Schoss)».

Noch reduzierter war der Lösungsansatz meines ehemaligen Chefredaktors: «Schreiben ist ganz einfach, du brauchst nur eine gute Idee pro Text.»



UNTEN DURCH

Endlich Durchbruch

Linus Reichlin

Letzte Woche rief mich mein Freund Bruno an und sagte: «Ich glaube, ich hab Corona!» Ich sagte: «Aber du bist doch geimpft.» Er sagte: «Aber es gibt doch jetzt diese Impfdurchbrüche!» Ich sagte: «Bruno, du hattest doch in deinem Leben noch nie einen Durchbruch.» «Doch, ich hatte mit dreizehn einen Blinddarmdurchbruch!», sagte er. «Auch das war ja eher ein Platzen als ein Durchbruch», sagte ich, «und danach setzte sich doch dieses Platzen bei all deinen Träumen fort.» Das muss man doch mal sagen dürfen! Bruno träumte mit achtzehn von einer Karriere als Rockmusiker und schrieb einen Song, der «Gratification» hiess. Er handelte von einem Mann, der trotz harter Arbeit keine Weihnachtsgratifikation kriegt. Als er mir damals den Song vorspielte, sagte ich: «Die Melodie klingt genau wie «Satisfaction» von den Rolling Stones.» «Aber der Text ist doch ein ganz anderer!», sagte Bruno und sang es noch mal: «I can't get no – gratification.» Ich sagte: «Und es ist auch falsches Eng-

lisch. «Gratifikation» heisst «gratuity.» «Kein Problem», sagte Bruno und sang: «And I try, yes I try, but I can't get no – gratuity.» «Jetzt passt es nicht mehr zum Takt», sagte ich, «weil eine Silbe fehlt.» «Scheiss drauf», sagte Bruno und sang: «Can't get no gra-, gratuity.»

Auf diese Weise mogelte Bruno sich durch sein ganzes Leben. Als er seine erste Frau Ruth kennenlernte, träumte er davon, mit ihr nach Kalifornien zu ziehen, und als sie dann nach Merenschwand zogen, sagte er: «Na und, der Aargau ist doch das Kalifornien der Schweiz!» Er stellte Gummipalmen auf seinen Balkon in Merenschwand und nannte Ruth «Tschänis». Inzwischen spielte er Gitarre in der Tanzband «The Six Beergauers», die im ganzen Aargau bei jeder Beerdigung eines Heroinabhängigen «Angie» spielte und natürlich «Hotel California». «Wir werden den Durchbruch schaffen», sagte Bruno nach jedem Auftritt, «nicht wahr, Tschänis?» «Hey, ja klar!», sagte Ruth dann immer und nahm die Hand aus dem Schritt von Walter «Wädi» Gruber, dem Bassisten von «The Six Beergauers».

Nachdem Tschänis mit Wädi nach Basel abgehauen war, wo die beiden einen Importhandel mit peruanischen Wollpullovern starteten, der wegen des in den Pullovern eingenähten Kokains mit langjährigen Haftstrafen für beide endete, sagte Bruno zu mir: «Wenn Tschänis aus dem Knast rauskommt, wird sie auf den Knien zu mir zurückkommen, du wirst schon sehen!» Aber ich will das jetzt hier gar nicht alles so detailliert ausbreiten, Bruno ist immerhin mein Freund. Es wäre unfair, in der Öffentlichkeit zu erwähnen, dass Tschänis später zwar schon auf den Knien herumschlief, aber nicht vor Bruno, sondern vor jedem, der fünfzig Franken übrighatte.

Ja, das Leben ist voll von Dingen, die platzen, und nicht voll von Durchbrüchen! Deshalb wurde Tschänis später von unbekannt schwanger, und Bruno wollte das Kind adoptieren, er sagte: «Darüber schreibe ich einen Song, das wird mein Durchbruch, ich spür's!» Als er mir den Song vorspielte, sagte ich: «Das klingt exakt wie «Hotel California» von den Eagles», und er sagte: «Deswegen wird es ja auch ein Hit werden, du Dummkopf!» Als ihn die Plattenfirma der Eagles wegen Verletzung des Urheberrechts verklagte, hatte Bruno natürlich kein Geld mehr, um das Kind von Tschänis zu adoptieren, und deswegen heiratete er Roswitha und nannte sie

«Rosie White». Er schrieb einen Song mit dem Titel «Me and Rosie White», und ich glaube, es erübrigt sich zu erwähnen, dass er klang wie «Me and Bobby McGee». «Ich bin ganz sicher», sagte Bruno letzte Woche, «dass ich einen Impfdurchbruch hatte, einen gewaltigen sogar!» «Einen internationalen», sagte ich, und Bruno sagte: «Mir reicht es, wenn ich sagen kann: «I had a breakthrough in Switzerland.»» Wenigstens ist er mit den Jahren bescheidener geworden.



FAST VERLIEBT Wenn die Erkenntnis ins Herz sickert Claudia Schumacher

Eine meiner Freundinnen ist sehr jung, eine Art Schneewittchen: Liebreizend und bezaubernd; man darf vermuten, dass ihr die Vögelchen morgens beim Anziehen helfen. Man kennt sie in der Stadt, in ihrem Metier gilt sie als Talent. Obwohl viel über sie geredet wird, sagt keiner etwas Schlechtes. Sie wickelt jeden um den Finger – ausser sich selbst.

Meine Freundin ist mit sich spinnefeind. Gerade so, als müsste sie sich bestrafen, fühlte sie sich bisher nur von Männern angezogen, die ihr schaden. «Ich weiss», sagte sie dazu – und lachte. Vom Kopf her war ihr klar, dass ihr Dating-Muster schlecht ist. Aber ihr Herz verstand es nicht. Das scheint sich jetzt schlagartig zu ändern.

«Ich mache Schluss», sagte sie neulich, als wir uns in einer Bar trafen. Ihre dunklen Augen funkelten wütend.

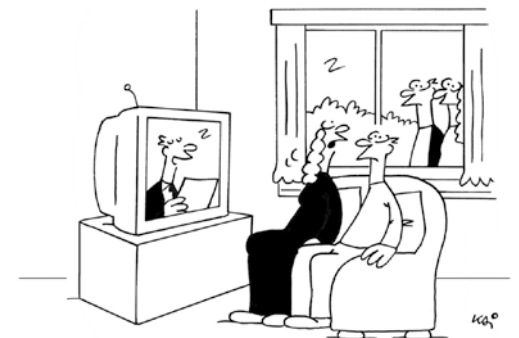
Mit dem Mann, um den es ging, war sie schon seit einigen Jahren zusammen. Seine Art, sie schlecht zu behandeln, war banal: Er konnte nicht «Ich liebe dich» sagen, verhielt sich komisch mit ihr vor seinen Freunden und seiner Familie. Er konnte keinen Urlaub mit ihr planen. Aber fuhr sie mit jemand anderem, tyrannisier-

te er sie mit seiner schlechten Laune. Er war immens ichbezogen und kontrollierte sie, indem er sie emotional an der kurzen Leine hielt. Eigentlich hatte meine Freundin sich schon häufiger von ihm trennen wollen, schaffte es aber nie.

Diesmal zog sie es aber tatsächlich durch. Es hatte einen letzten, richtig grossen Streit gebraucht – und zwar mit ihrem Vater. Er war nicht zu ihrer Uniabschlussfeier gekommen, obwohl er es versprochen hatte. Ihm war «was Wichtigeres» dazwischengekommen. Und da rastete meine Freundin aus, hielt ihrem Vater die längst überfällige Standpauke. Am nächsten Tag, mit ordentlich Restwut im Bauch, fasste sie den Entschluss, ihren Freund zu verlassen. Wie das zusammenhängt?

«Ich lasse mich nicht mehr von anderen zur Nebensache machen», erklärte sie. Ein Leben lang habe sie sich von ihren Eltern, die ziemlich narzisstisch sind, herumschubsen und an den Rand drängen lassen. Zu Hause habe sie sich immer als Gast gefühlt, habe das Gefühl gehabt, perfekt sein zu müssen, um auch nur geduldet zu werden. Trotzdem wurde sie von beiden Eltern, die mit ihren eigenen Problemen überfordert waren, nie wirklich geliebt. «Wenn du jung bist, überträgst du den Mist deiner Eltern ja gerne auf deine eigenen Beziehungen», sagte sie. In ihrem Fall eine Katastrophe. Aber jetzt sträube sie sich dagegen. Nie wieder werde sie sich von anderen so schlecht behandeln lassen wie früher von ihren Eltern. Nicht mal von ihren Eltern.

Die eigenen Muster nur mit dem Kopf zu begreifen, das scheint oft nicht auszureichen, um das eigene Verhalten zu ändern. Aber wenn die Erkenntnis ins Herz sickert: Dann kann es auch mal schnell gehen – zumindest hoffe ich das für meine Freundin. Mal sehen, wen sie sich als Nächstes anlacht.



«Unsere Nachbarn haben einen Weg gefunden, wie sie die TV-Gebühren sparen können ...»



FRAUEN

Kristen Stewart

Beim Betrachten der Trailer zum Film «Spencer» werde ich hin- und hergerissen: Einerseits liebte ich Diana über alles, andererseits wird sie von der Schauspielerin dargestellt, die ich am allerwenigsten mag: Kristen Stewart. Man erinnere sich nur an das Jahr 2010, als die Zwanzigjährige der Zeitschrift *Elle* sagte, wenn sie von Paparazzi fotografiert werde, komme sie sich vor, «als würde ich vergewaltigt». Als Gruppen von Vergewaltigungsoptionen dagegen protestierten, dass gewalttätige sexuelle Angriffe gleichgesetzt würden damit, dass man von Männern mit Fotoapparaten belästigt werde, entschuldigte sich Stewart in der Zeitschrift *People*: «Ich habe einen Riesenfehler gemacht, eindeutig und offensichtlich. Und ich bedaure meine Wortwahl sehr. «Geschändet» wäre bestimmt zutreffender gewesen.» Allerdings ist eine der Bedeutungen von «schänden» «vergewaltigen», insofern taugt ihre Entschuldigung nicht viel. Vielleicht wäre «genervt von Paparazzi» besser gewesen?

Dafür, dass Stewart ständig erklärt, wie sehr sie Ruhm hasse, hat sie sich freilich schon früh genug darum bemüht. Sie wurde ins Gewerbe hineingeboren – ihre Mutter ist Script Supervisor, ihr Vater Bühnenmeister –, und mit acht Jahren bewarb sie sich um Rollen. Mit 22 war sie dank der «Twilight»-Filme Hollywoods bestbezahlte Schauspielerin. Doch immer, immer blickt sie missmutig drein. Früher stammten die meisten Schauspielerinnen und Schauspieler aus bescheidenen Verhältnissen; sie wussten, dass sie ein fantastisches Leben führten, das sie schliesslich auch unbedingt gewollt hatten, und waren entsprechend dankbar dafür. Sie begriffen, dass ein Entertainer, der sich über Aufmerksamkeit beklagt, so glaubhaft ist wie ein Exhibitionist, der sich über Voyeure beschwert.

Julie Burchill

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

Wo Wagner komponierte

Im lauschigen Rieterpark in Zürich steht die Villa Schönberg. Sie hat eine hochinteressante Vergangenheit.



Berühmte Gäste: Villa Schönberg im Enge-Quartier.

Alleine schon, wie die Villa zu ihrem Namen kam, würde Stoff für ein reizendes Stück über die Zürcher Gesellschaft liefern. Fritz Rieter, Sohn des Baumwollindustriellen Adolf Rieter-Rothpletz, liess das einfache Riegelhaus ab 1882 für seine verwitwete Schwiegermutter Henriette Elisabeth Bodmer-Pestalozzi um- und ausbauen. «Schönberg» ist eine Zusammensetzung aus «Schönbühl», dem Pestalozzi-Haus am Kreuzplatz, in dem Henriette Bodmer aufgewachsen war, und «Freudenberg», der Villa, in der sie mit ihrem Mann im Enge-Quartier gewohnt hatte.

Fast noch interessanter, zumindest internationaler, wird es, wenn man etwas weiter zurückblickt. 1856 hatte der Nervenarzt Ludwig Binswanger das Haus in der Absicht erworben, daraus eine psychiatrische Klinik zu machen. Nachbar Otto Wesendonck, deutscher Kaufmann und Kunstmäzen, fühlte sich gestört und kaufte Binswanger das Anwesen – angeblich zu einem überhöhten Preis – kurzerhand ab. Hier beherbergte er von April 1857 bis Juli 1858 seinen Freund Richard Wagner. Der berühmte Komponist schrieb in Zürich grosse Teile seiner Oper

«Tristan und Isolde» und vertonte fünf Gedichte seiner Nachbarin – und Muse – Mathilde Wesendonck, Ottos Frau. Es entstanden die «Wesendonck-Lieder». 1872 verkaufte Wesendonck das Grundstück, wie erwähnt, an Rieter-Rothpletz, der es zur heutigen Villa Schönberg erweiterte.

Aber auch im 20. Jahrhundert begaben sich immer wieder berühmte Gäste auf den grünen Hügel Zürichs. 1912 besuchte der letzte deutsche Kaiser Wilhelm II. die grösste Schweizer Stadt und wohnte in der Villa Wesendonck, die sich gleich nebenan befindet. Ende der siebziger Jahre sollte ans Licht kommen, dass Ulrich Wille junior, der Sohn des Erst-Weltkriegs-Generals, 1923 Adolf Hitler in die Villa eingeladen hatte, der dort eine Rede hielt und Geld für die NSDAP sammelte. 1945 kaufte die Stadt Zürich den Rieterpark und machte ihn für die Öffentlichkeit zugänglich. Die Villa Schönberg blieb aber in Privatbesitz, ehe sie 1970 ebenfalls an die Stadt übergang. Das bedeutete auch, dass es fortan weniger schillernd zu- und herging: Heute ist in der Liegenschaft im Wesentlichen die Verwaltung des Museums Rietberg untergebracht.

Fiammetta Devecchi

Sie war die erste Frau, die das «Sportpanorama» moderierte. Heute stellt sie ihr Know-how und Netzwerk als selbständige Unternehmerin Grossanlässen und Verbänden zur Verfügung.

Weltwoche: Welche Erinnerungen haben Sie an den 4. Februar 1989?

Devecchi: Sie sprechen den Abend meiner ersten Moderation des «Sportpanoramas» an – zu meiner Zeit die Samstagabendsendung im Sport des Schweizer Fernsehens. Im Vorfeld fragte man mich immer wieder, wie ich mich angesichts dieser Herausforderung fühlte. Ich erzählte dann immer von meinem Götlibub Simon, der ein paar Wochen davor geboren wurde. Ich sagte dann jeweils: «Die Welt dreht sich, unabhängig davon, ob ich das Sportpanorama moderiere oder nicht. Und Simon schläft, wenn er müde ist, er isst, wenn er Hunger hat, und er trinkt, wenn er durstig ist.» Damit wollte ich das Thema relativieren und die Verhältnismässigkeit herstellen. Ich machte aus diesem Job nie eine Prestigeangelegenheit.

Weltwoche: Wurden Sie damals ins kalte Wasser geworfen?

Devecchi: Das kann man nicht sagen. Ich hatte schon «Sport am Wochenende» am Sonntagabend und während der Olympischen Sommerspiele 1988 die nächtlichen Studiosendungen moderiert. Irgendwann setzte mich der damalige

«Generell waren sowohl die positiven wie die negativen Reaktionen selten fachlich.»

Sportchef Martin Furgler auf die Einsatzliste für das «Sportpanorama», die intern verteilt wurde – eigentlich unspektakulär. Furgler hat immer die Leistung beurteilt. Das Geschlecht spielte keine Rolle. Er war der beste Chef, den ich je hatte.

Weltwoche: Wie reagierte das Publikum darauf, dass plötzlich eine Frau die wichtigste Nebensache der Welt in die Wohnzimmer trug?

Devecchi: Das kann ich nicht wirklich beurteilen. Damals gab es noch kein E-Mail und

keine sozialen Medien. Generell waren sowohl die positiven wie die negativen Reaktionen selten fachlich. Da ging es meistens um Äusserlichkeiten. Das war auch bei meinen Kollegen so. Und bis heute ist es nicht anders.

Weltwoche: Mussten Sie als Frau besser sein als Ihre Kollegen?

Devecchi: Dieses Gefühl hatte ich nie. Ich bereitete mich seriös vor und versuchte gut zu sein – egal, ob ich für eine einzige Person oder eine Million Menschen moderierte. Ich definiere mich noch heute an der Qualität meiner Arbeit – und das sollte für alle gelten. Es darf keine Rolle spielen, ob eine Frau oder ein Mann die Arbeit macht.

Weltwoche: Befürworten Sie eine Frauenquote?

Devecchi: Wenn ich konsequent bin, muss ich sagen: nein, wenn bei einer Bewerbung Chancengleichheit besteht – was leider viel zu wenig der Fall ist. Die Ausgangslage war und ist für Frauen in der Arbeitsumgebung oft immer noch schlechter als für Männer.

Weltwoche: Nach Ihrer Zeit bei der SRG wechselten Sie in die Bundesverwaltung. Als Fernsehmoderatorin gaben Sie einen Job auf, der für die meisten ein grosser Traum ist. Weshalb?

Devecchi: Das Fernsehen war für mich ein Job, der mich begeisterte – und ein Wunschjob. Mit dem Wort «Traumjob» habe ich aber Mühe. Wenn ich mehrere Leben hätte, wäre ich sicher länger beim Fernsehen geblieben. Aber ich wollte weitere Herausforderungen annehmen.

Weltwoche: Was machen Sie heute?

Devecchi: Ich bin quasi ein Ein-Frau-Betrieb im Bereich Kommunikation, Medienarbeit und Eventorganisation. Ich arbeite beim Davis Cup und neu beim Billie Jean King Cup für Swiss Tennis. Vorher war ich zehn Jahre im Medienteam von Weltklasse Zürich. Ich verfolge aber auch verschiedene Projekte, die nichts mit Sport zu tun haben. Das letzte grosse Projekt war ein Buch zur Geschichte der «Metzgerei Niedermann Zürich», für das ich das Kapitel über die Familie recherchiert und geschrieben habe und bei dem ich für die Bilddokumentation verantwortlich war. Das Buch ist im Dezember 2020 erschienen.

Thomas Renggli



«Das Geschlecht spielte keine Rolle»:
Fiammetta Devecchi als Moderatorin, 1988, und heute.

Die 63-jährige Zürcherin mit Tessiner Wurzeln war eines der bekanntesten TV-Gesichter. 1985 kam Devecchi zum Schweizer Fernsehen, ab 1989 moderierte sie das «Sportpanorama».



Grosse Erwartungen

Grand'in Osteria
Forchstrasse 211
8032 Zürich
Tel. 044 223 35 93

Die «Grand'in Osteria» an der Forchstrasse im Zürcher Quartier Hirslanden wird zurzeit als eine Art Geheimtipp gehandelt. Wir wollten uns unbedingt selbst einen Eindruck verschaffen und kamen wohl mit viel zu hoch geschraubten Erwartungen. Tatsächlich ist das Lokal hübsch gestaltet, mit seinen grossen Fenstern aus der Zeit, als es noch Café und dann Bistro war. Die Beleuchtung ist stimmungsvoll und das Personal liebenswürdig.

Wie aber passt das Essen als Bild in diesen hübschen Rahmen? Unser erster Eindruck war gemischt: Die überbackenen Involtni aus Auberginen, gefüllt mit Ricotta und Spinat, waren



in Ordnung; man kann das aber raffinierter machen. Die «Casoncelli all'Amarone» – Ravioli mit Brasato-Füllung an einer Amatriciana-Sauce – verschafften uns ein unerwartetes Erlebnis, recht weit weg vom gewohnten Ravioli-Feeling. Der Fenchelsalat mit Apfel kam an einer nicht sehr italienisch wirkenden Sauerrahmsauce auf den Tisch.

Weit besser gelungen waren die Hauptgänge, darunter als klarer Spitzenreiter ein prächtig zartes, rosagrilliertes Kalbskotelett, dem aller-

dings verbratene Eierschwämme als Dekoration eher schlechte Dienste leisteten. Perfekt gegart war auch der Steinbutt, garniert mit einigen Muscheln. Leider schwamm er in zu viel Sauce.

Der Kaninchenbraten mit Weisswein, Oliven und Kapern vermochte ebenfalls zu überzeugen, aber die dazu servierte Polenta-schnitte sah aus wie ein Stück Toastbrot und fühlte sich auch etwa so an. Den Abschluss bildeten ein prächtiges Stück Tiramisu und ein warmes, umwerfendes Schokoladenküchlein. Man sollte die Osteria mit bescheideneren Erwartungen besuchen – auch die Preise sind ja eher moderat –, es sind noch ein paar Schritte bis zur angestrebten Perfektion.

Der sympathische Koch Luca Grandin vom Comersee, der seinem Restaurant Namen und Herzblut gibt, stellt sich übrigens auch zur Verfügung, um bei privaten Events zu kochen.

WEIN/PETER RÜEDI

Wetter von vorgestern

Château de Sales Pomerol Grand Cru 2018.
14,5 %. Daniel Gazzar, Pully. Fr. 32.30.
www.daniel-vins.ch

Zu den Voraussetzungen, welche am Ende die Qualität eines Weins ausmachen, gehört der meteorologische Verlauf eines Jahrgangs. Mag sich der Normalbürger an den Spruch halten, er nehme das Wetter nicht persönlich (ein überholter Scherz aus verflossenen Tagen der noch nicht im allgemeinen Bewusstsein angekommenen Klimawende) – der Winzer hat allen Grund, das Wetter persönlich zu nehmen. Es bestimmt weitgehend Qualität und Quantität seiner Produktion. Ändern kann er daran unmittelbar so wenig wie wir alle. Aber auf die Folgen kann er sich einstellen, mit unterschiedlichsten Mitteln. Über deren Wahl werden inzwischen auch unter seinen Kunden Glaubenskriege ausgefochten: unter Anhängern traditioneller An- und Ausbaumethoden und denen eines biologischen oder gar biodynamischen Weinbaus. Wobei die Lage komplexer ist, als wir Laien sie uns vor-



stellen. Chemie oder keine, das ist noch längst nicht die einzige Gretchenfrage. Zur Bekämpfung von Pilzkrankheiten wie dem falschen Mehltau, einer eminenten Gefahr unter feuchten Verhältnissen, erlauben beispielsweise auch Bio-Richtlinien den Einsatz von Kupfer. Das hilft, hinterlässt auch kaum Rückstände im Wein. Aber es belastet über die Jahre die Böden im Rebberg schwer. Nicht genug: Weiter ist, im konventionellen Sektor, zu unterscheiden zwischen systemischen und Kontaktspritzmitteln. Erstere werden durch die ganze Pflanze aufgenommen, Zweitere werden von aussen auf das Blattwerk appliziert.

Und so weiter und so fort, und wie auch immer: Jedenfalls war das Jahr 2018 im Bordeaux, dessen Beschrieb durch Philipp

Schwander ich diese sehr verkürzt übernommenen Fakten verdanke, ein extrem zweigeteiltes Jahr mit einer extrem nassen ersten und einer extrem heissen zweiten Hälfte. In der ersten stellte es namentlich Bio-Produzenten und Biodynamiker vor grosse Herausforderungen. In der zweiten hatten auch konventionelle Produzenten durch die grosse herbstliche Wärme mit Überreife, hoher Konzentration und Alkoholgehalt Mühe, am Ende einen grossen Jahrgang zu präsentieren (Peter Keller scherzte in der NZZ: «Wer kalifornische Weine mag, ist mit dem Bordeaux 2018 gut bedient»).

Gilt freilich nicht für den Pomerol Grand Cru Château de Sales 2018, eine Cuvée aus Merlot und einer Minderheitsbeteiligung von Cabernet Sauvignon und Cabernet Franc. Ein schön balancierter, frischer Wein, schwarzfruchtig, aber auch würzig, mit relativ hohem, aber gut eingebundenem Alkohol: fein am Gaumen, kraftvoll in der Aromatik, lang im Abgang. Für alle, denen wie mir die Geduld für ein paar weitere Jahre Lagerung fehlt: zwei Stunden dekantieren.

Lob der Nüchternheit

Der VW Golf Variant Alltrack ist ein praktisches, unaufgeregtes und sparsames Fahrzeug – und dennoch schwer zu ignorieren.



Klarheit und Nüchternheit halte ich für eine Tugend, die gerade im Falle alltäglicher Automobile fast nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Natürlich ist es toll, wenn man morgens in einer üppig ausgestatteten luxuriösen Limousine zur Arbeit fahren kann. Auf der anderen Seite des Spektrums aber, wo sachliche Gradlinigkeit zu finden ist, gibt es eine Reihe von Vorteilen zu entdecken.

Anlass für diese, je nach Sichtweise vielleicht etwas steile These waren meine zwei Wochen mit dem VW Golf Variant Alltrack. Der Name verrät es zwar nicht beim ersten Lesen, aber dabei handelt es sich um die Kombi-Variante des Golf, die zudem noch mit etwas zusätzlicher Bodenfreiheit sowie natürlich Allradantrieb ausgestattet ist.

Der neue Golf ist ohnehin die moderne Ausgabe einer Ikone, die seit 1974 in konsequent sachlichem Stil das Strassenbild prägt. Ein gewissermassen demokratisches und sympathisches Auto, das seit 2019 in der achten Generation gebaut wird und immer zwingend aktuell wirkt.

Die Klarheit der Linien, die das äussere Erscheinungsbild meines Testwagens in einem recht flamboyanten «Kings Red Metallic» prägen, zieht sich im Innenraum mit einer beruhigenden Konsequenz fort. Da sind keine Design-Extravaganzen zu finden, stattdessen herrscht eine wohltuende Übersichtlichkeit vor, die eine Feng-Shui-artige Harmonisierung des Fahrers mit dem Wagen zur Folge hat. In diesem Golf Variant zu sitzen und nach der Arbeit nach Hause zu fahren, war jedes Mal ein

wenig wie eine geistige Entspannungsmassage. Wer das erste Mal in einem neuen Golf sitzt, wird sich in wenigen Minuten wohl und geborgen fühlen, und das hat im Zeitalter hochkomplexer Schnittstellen und Bediensysteme eine nicht zu unterschätzende Befriedung des Geistes zur Folge. Und abgesehen von dieser zugegebenermassen etwas übergeordneten Betrachtungsebene eines Alltagsfahrzeugs, ist gerade dies die zweite wichtige Qualität des VW Golf Variant Alltrack.

Das Auto fährt sich eben jeden Tag angenehm, der moderne Turbodiesel ist äusserst sparsam und effizient, der Verbrauch pegelt sich bei knapp sechs Litern ein, eine Tankfüllung reicht für gegen 900 Kilometer, und die neue Technologie des sogenannten Twin-Dosing mit zweifacher Harnstoff-Einspritzung und zwei Abluftreinigern senkt signifikant die Stickoxid-Emissionen, teilt Volkswagen mit.

Mein Testwagen war, zu einem vernünftigen Preis, wie mir schien, sehr gut mit allem ausgestattet, was Autofahren heute sicher und angenehm macht, die Qualitätsanmutung des Wolfsburger Klassikers ist ohnehin hervorragend. Kurz, wenn man nur ein sinnvolles, praktisches Auto braucht, ist es schwer, den VW Golf Variant Alltrack zu ignorieren.

VW Golf Variant Alltrack

Motor/Antrieb: Turbodieselmotor, 7-Gang-Doppelkupplungsgetriebe, Allradantrieb; Hubraum: 1968 ccm; Leistung: 200 PS / 147 kW; max. Drehmoment: 400 Nm/1750–3500 U/min; Verbrauch (WLTP): 5,7–6,4 l/100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 7,1 sec; Höchstgeschwindigkeit: 229 km/h; Preis: Fr. 47 600.–, Testfahrzeug: Fr. 58 758.–



OBJEKT DER WOCHE

Lagerfelds Angebotete

Skulptur «Choupette»

Wird am 3. Dezember bei Sotheby's versteigert.

In der Welt der Katzen ist wohl nur Garfield berühmter. Choupette brachte es durch ihren schillernden Besitzer Karl Lagerfeld (1933–2019) so weit, dass sie ihm beinahe die Show stahl. Sie trat in Werbefilmen auf, hatte einen Bodyguard und angeblich zwei Dienstmädchen. Der Modeschöpfer verehrte sie abgöttisch, verglich ihren Schweif mit einer Federboa und ihre blauen Augen mit Sternsaphiren.

Nach Lagerfelds Tod existiert die französische Birma-Katze dank eines neuen Herrchens auch in den sozialen Medien weiter. Auf Instagram folgen ihr knapp 100 000, ihrem digitalen Tagebuch «Choupette's Diary» fast 250 000 Fans.

Das Interesse an der «Süssen» aus Stein und Email dürfte ebenfalls gross sein. Sotheby's versteigert in diesen Tagen Lagerfelds Nachlass. Auch eine von der portugiesischen Künstlerin Joana Vasconcelos 2013 angefertigte «Choupette»-Skulptur steht im Angebot. Das Kunstwerk trägt ein handgehäkeltes Baumwollkleidchen, ist 58 × 20 × 41 cm gross, und es wird ein Erlös von zwischen 5000 und 7000 Euro erwartet.

«Was nach mir ist, interessiert mich nicht», sagte Lagerfeld einmal. Alle anderen aber schon. Bei der Auktion kommen neben «Choupette» Hunderte Gegenstände, die dem Kultdesigner gehörten, unter den Hammer. Darunter auch seine berühmten fingerlosen Handschuhe – und zwar gleich 200 Paar.

Benjamin Bögli



Heimspiel:
Autor Simon Libsig.



Festliche Stimmung: Daniela Hartmann mit ihrer Schwester Martina.



Wohnt gleich um die Ecke:
SRF-Moderatorin Judith Wernli.



Planen auch ein grosses Fest: Astrid Thommen, Urs Dätwiler, Simona Hofmann (v.l.).



Auftakt mit jugendlichem Charme:
Auch vor dem neuen Thermalbad wurde gefeiert.

BEI DEN LEUTEN

Baden im Glück

Euphorisch feierten die Badener die Eröffnung des «Fortyseven», des mineralreichsten Thermalbads der Schweiz.

Antje Brechlin

Bäder-Tristesse, adé! Lang erwartet, hat das neue Thermalbad in Baden seine Tore geöffnet. Die glanzvollen Bade-Zeiten sollen wieder Einzug halten. Schon die Römer badeten hier, die Quellen gaben der Stadt den Namen. Bis zu 47 Grad heiss wird das mineralreichste Thermalbad der Schweiz.

Mehr als sechzehn Jahre beschäftigte das Projekt die Stadt, Investoren, Firmen und Stiftungen. Von Anfang an dabei: der kühne Investor und Initiator **Benno Zehnder**, der stolz verkündete: «Baden ist Baden der Therme wegen!» Auf 850 Quadratmeter bietet das Bad Thermalwasser in einer architektonisch grandiosen Kulisse, entworfen vom Tessiner Stararchitekten **Mario Botta**. **Beat Edelmann**, Stiftungsratspräsident der Stiftung Gesundheitsförderung Bad Zurzach + Baden, die auch Betreiberin der Therme ist, kommt aus dem Schwärmen nicht heraus: «Mario Botta hat ein Kunstwerk geschaffen und wieder einmal bewiesen, dass er ein Meister seines Fachs ist.» **Nina Suma**, Geschäftsführerin des «Fortyseven», ist sich der Bedeutung der Therme be-

wusst, die ganze Stadt werde profitieren. «Ich freue mich auf den zurückkehrenden Bädertourismus. Wellness wurde schliesslich hier in Baden geboren!»

Optisches und sportliches Highlight des Abends waren die Show-Einlagen der Limmat-Nixen: Perfekt synchron tanzte das siebenköpfige Wasserballett und machte dabei, wie sonst nur ganz wenige Menschen im Wasser, eine gute Figur.

Bella figura machten auch die Gäste, allen voran **Dominique Nussbaumer** und **Thomi Bräm**, die mit Witz und Charme bei den Gästen punkteten. **Urs Dätwiler** und **Simona Hofmann** wirkten gekonnt durch modische Stilsicherheit.

Evita Trauffer und **René Kamer**, Verwaltungsratspräsident der Thermal Baden AG, freuen sich ganz besonders auf Wellness-Tage in der Therme. Sonst entspanne Kamer gerne in der Natur auf der Rigi, da habe er die Weitsicht. «Genauso wie das Projekt unseres Thermalbades, das auch so wunderbar weit-sichtig war.»



«Weitsichtig»: Verwaltungsratspräsident René Kamer mit Gattin Evita Trauffer.



Beim Projekt dabei: Daniel Hollenstein und Marc Hofer von Raiffeisen.



Organisierten die Feier: Thomi Bräm, Debora Rondinelli, Yannick Bräm (v.l.).



Musikalische Unterhaltung: Gregor Loepfe und Band.



Das Projekt dauerte sechzehn Jahre: Architektin Katrin Reimann.



Auch im Trockenen überzeugend: die Limmat-Nixen.



Initiativ: Investor Benno Zehnder mit Gattin Susanne, Politiker Sander Mallien (v.l.).



Stolz: Stiftungsdirektor Rainer Blaser, Ehefrau Manuela.



Botta-Fans: Stiftungsratspräsident Beat Edelmann mit Ehefrau Magdalena.



Sechs Stunden pro Woche hartes Training für wenige Minuten pure Eleganz: das siebenköpfige Wasserballett.



«Wellness wurde hier geboren»: «Fortyseven»-Chefin Nina Suma, Gatte Giovanni.

Fiktion wird selbst zur Fiktion



Virtuelle Outfits lassen sich nur online tragen: digitale Fashion.

Yuval Harari zeigte, dass unsere Spezies mit der Eigenschaft ausgestattet wurde, sich Nichtexistierendes vorzustellen. Zum Beispiel Nationalstaaten, Marken, Aktienmärkte oder Gott. Ob die duale Weltsicht der Gegensätze real und virtuell damit Gültigkeit hat, ist zweifelhaft. Die Wertschöpfung aus dem menschlichen Vorstellungsvermögen wird erst jetzt richtig ausgenutzt. Der Facebook-

Konzern heisst jetzt Meta und hat seine Pläne für ein Meta-Universum vorgelegt, in dem die Nutzer zwischen erweiterter und virtueller Realität oszillieren. Das neueste Ding der Fashion-Welt ist der Verkauf von komplett virtuellen Outfits, die sich nur online tragen lassen. Als NFT («Non-Fungible Tokens») sind sie des Öftern sogar auf einzelne Stücke limitiert und nicht kopierbar. Dies treibt die Preise

für die digitalen Sneakers und Kleider in ähnliche Höhen wie die der Exponate in der realen Welt. Die Fiktion wird selbst zur Fiktion und der Kapitalismus postmodern. Wohl deshalb ist er die erfolgreichste Gesellschaftsordnung.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.

FRAGEN SIE DANIA /ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

Liebe Dania, ich habe gelesen, dass Männer ihren sexuellen Höhepunkt Anfang zwanzig erreichen. Gibt es bei Frauen auch ein Alter, in dem sie sexuell am aktivsten sind? B. M., Richterswil

Eine sehr spannende Frage, die Sie hier stellen. Was ich beobachte, ist, dass viele Frauen mit ungefähr Mitte vierzig ihren absoluten Höhepunkt haben, und zwar nicht in Bezug auf die Fruchtbarkeit (da ist der Höhepunkt Anfang zwanzig), sondern in Bezug auf die Lust. Warum das so ist, möchte ich mal laut überlegen: Viele Frauen wachsen mit dem Glauben auf, dass für Frauen die Sexualität nicht so wichtig ist. Sie lernen, ihren eige-

nen Körper zu ignorieren, und wenn da was geschieht, was in Richtung Erregung geht, dann verdrängen sie es. Als Folge davon gibt es einige Frauen, die in jüngeren Jahren die Tendenz haben, den Männern gefallen zu wollen, ihnen und ihrer Lust zu entsprechen. In der Kinderwunschzeit konzentriert sich dann alles auf die Zeugung, für viele Frauen rückt ihre Sexualität damit in den Hintergrund. Mit den körperlichen Veränderungen haben dann viele Frauen auch wieder ihre Themen und Schwierigkeiten.

Immer wieder beobachte ich, dass Frauen Mitte vierzig einen grossen Entwicklungsschritt machen und sich mehr aus diesen sozialen Zwängen befreien können; dass sie mehr auf sich achten und sich selbst verwirk-

lichen. Und damit können auch einige viel besser ihrer persönlichen Lust nachgehen, mehr einfordern, was ihnen wirklich passt und gefällt. Das führt dann häufig dazu, dass sie sich freier und lustvoller bewegen, sich das nehmen können, was ihnen gefällt. Dies hat zur Folge, dass sie sich – eigentlich zu einem völlig versetzten Zeitpunkt – also als viel lustvoller, attraktiver und sexueller wahrnehmen können.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich. Ihr jüngstes Buch «Keep It Coming – Guter Sex ist Übungssache» erschien im September bei Piper.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an dania@weltwoche.ch

Raphael Gübelin

Seit 1854 steht das Haus Gübelin für Kompetenz in Sachen Schmuck und Uhren. Der Inhaber des Luzerner Familienunternehmens über falsche Schwellenangst und echte Werte.

An den Revers von Raphael Gübelins Vestons funkelt meistens ein Edelstein. Der rote Rubin ist der versteinerte Markenbotschafter des familiengeführten Traditionsunternehmens. Er ist in jedes Schmuckstück aus dem Haus integriert. Wir treffen den Gübelin-Chef im Restaurant des ebenfalls familiengeführten Hotels «Schweizerhof» in Luzern. «Unsere beiden Unternehmen», sagt er, «sind freundschaftlich verbunden.»

Vor zehn Jahren hat Raphael Gübelin die Führung von seinem Vater übernommen. Seither sorgt er für eine behutsame Modernisierung. Im Jahr 2017 ist Gübelin als erster Schweizer Juwelier mit einer Online-Boutique an die Öffentlichkeit gegangen. «Eigentlich wollte ich das schon zehn Jahre früher, aber damals hiess es noch: Schmuck und Uhren zeigt man nicht im Internet – schon gar nicht mit Preisen.» Raphael Gübelin bestellt einen grünen Salat und Fisch mit Gemüse – «ohne Kartoffeln, bitte».

Ein wichtiges Anliegen Gübelins ist es, den Leuten die Schwellenangst zu nehmen. Beim Schmuck vollziehe sich eine Entwicklung, wie sie bei den Uhren schon früher eingesetzt habe: «Schmuck gehört vermehrt zum modischen Gesamtauftritt – egal, ob Frau oder Mann, ob im geschäftlichen oder privaten Umfeld.»

Den daraus entstehenden Ansprüchen versucht der Luzerner Juwelier gerecht zu werden. Zur Internetpräsenz gehört ein 365 Tage erreichbarer Live-Chat. «Mittlerweile wird dieser täglich genutzt.» Wird es konkreter, kann der Kunde einen Berater im virtuellen Salon treffen – einer Videochat-Lösung, wo die Produkte anspruchsvoll und so realistisch wie möglich präsentiert werden. «Dafür haben wir mehrere Kameras im Einsatz.» Während der Pandemie sei es hilfreich gewesen, dass der Kunde aus Boston virtuell mit seinem Berater in der Boutique in St. Moritz zusammenkommen konnte.

Ein weiterer Schritt auf die Kunden zu wird mit der Gübelin Akademie gemacht. Hier erhalten Interessenten in kürzeren und längeren Lehrgängen ein Basiswissen zu Farbedelsteinen, so dass sie zu gut informierten



«Noch intensiver»: Juwelier Gübelin.

Kunden werden. «Wir wollen unser Wissen teilen. Zuvor gab es nur die zeitintensiven Ausbildungen zum Spezialisten.»

Das steigende Informationsbedürfnis ist ein weltweites Phänomen. Ihm trägt eine Blockchain Rechnung. 2019 von Gübelin entwickelt, hält sie die Herkunft der Edelsteine, Diamanten oder Edelmetalle unabänderlich fest. Sie wird von Händlern weltweit gerne genutzt. «Mittlerweile ist die Reise von zwei Millionen Edelsteinen auf der *Provenance Proof Blockchain* nachverfolgbar.» Viele Kunden wollten heute wissen, woher die Rohstoffe kommen.

Ebenfalls zur Transparenz trägt das firmeneigene gemmologische Labor bei, mit Präsenz

in der Schweiz, den USA und Hongkong. Hier werden Edelsteine analysiert und beschrieben. Ein solcher «Gübelin Gemmologischer Report» ist sozusagen der Goldstandard für Sammler und Auktionshäuser. Seit einem Jahr fasst das Labor das Resultat für jeden Edelstein mit mindestens 75 Gübelin-Punkten in einer systematischen Rating-Kennzahl zusammen – ein mutiger Schritt in einer bis vor kurzem eher verschlossenen Industrie.

Seine Innovationen möchte Raphael Gübelin im kommenden Jahr stärker zum Funkeln bringen: «Wir machen weiter, wo wir angefangen haben, aber noch intensiver», sagt er in schönstem Luzerndeutsch. *Florian Schwab*

Sie mischen gerade die Werbebranche auf

Frank Bodin, Präsident des Art Directors Club Schweiz, sieht grosses Potenzial in den beiden Zürcher Jungwerbern der Agentur Marty/Trezzini. Was macht sie besonders?

Michael Baumann

Nichts zeigt besser auf, wie Yves Marty und Gianluca Trezzini arbeiten, als die Position ihrer Arbeitstische im gemeinsamen Büro. Die Pulte stehen sich nicht etwa gegenüber, sondern dicht nebeneinander. «Anders geht es nicht, denn wir arbeiten eng zusammen und müssen uns ständig etwas zeigen», sagt Marty. Die beiden Zürcher Jungunternehmer sprühen nur so vor frischen Ideen sowie ansteckendem Enthusiasmus – und mischen mit ihrer Firma Marty/Trezzini die Werbebranche gerade ziemlich auf.

Ihr multidisziplinäres Studio, wie die beiden ihr Unternehmen nennen, ist auf visuelle Lösungen, Bewegtbild und digitale Kommunikationsstrategien spezialisiert. Ein Blick auf die Kundenliste macht deutlich, dass die Kreativität der jungen Generation bei etablierten Unternehmen gut ankommt und sich die beiden rasch einen guten Namen geschaffen haben. Das Duo konnte zum Beispiel bereits Aufträge von Adidas, Lindt & Sprüngli, Twint, der Migros-Bank, Rivella, McKinsey & Company, Micro oder auch Amazon Web Services an Land ziehen. Und es gehört dem Filmproduktions-Pool von Schweiz Tourismus an.

Ungewöhnlicher Werdegang

Dabei ist der Werdegang der Freunde und Geschäftspartner insofern bemerkenswert, als sie genuin nicht aus der Werbebranche kommen. Der 27-jährige Marty studiert noch an der HSG Wirtschaftswissenschaften und ist gerade daran, seine Masterarbeit fertigzustellen, der ein Jahr ältere Trezzini hat 2021 in Zürich das Jus-Studium abgeschlossen. In einem Filmkurs an der HSG war Marty aber auf den Geschmack gekommen, sich auch kreativ zu betätigen. Als bald konnte er eine Pilotepisode für eine SRF-Serie drehen, später sogar eine Web-Serie mit zehn Folgen zu fünf Minuten. Und für den Instagram-Account eines Kollegen produzierte er ebenfalls kurze Filmsequenzen. Diese Arbeiten sah Trezzini, der immer Interesse am Filmen, Fotografieren und an der Werbung gehabt hatte, worauf er den zuvor etwas eingeschlafenen Kontakt zu Marty wieder auf-



«Leidenschaft und Intelligenz»: Meisterwerber Bodin.

Frank Bodin ist einer der bekanntesten Werber der Schweiz. Er präsidiert seit 2013 den Art Directors Club Schweiz. Über das Werbebüro Marty/Trezzini sagt er: «Aufmerksam wurde ich auf die beiden aufgrund ihrer Gewinnerarbeit beim ADC Young Creatives Award 2020 in der Kategorie Film: Ihre drei Spots für TCS E-Mobility basieren nicht nur auf einfachen, prima Ideen, sondern sind für eine Studentenarbeit in einer erstaunlich hervorragenden Qualität umgesetzt. Das zeugt von Leidenschaft und Intelligenz – die besten Voraussetzungen, dem oftmals so uninspirierten Content in den digitalen Medien zu begegnen.»

nahm. Der Rest ist eine weitere Geschichte von jungen Menschen, die ihr Hobby zum Beruf machten.

Heute führen sie gemeinsam die 2018 gegründete Firma Marty/Trezzini, die erst gerade im November ein neues Büro im Zürcher Stadtkreis 7 bezogen hat und schon fünf Mitarbeitende beschäftigt, zwei Art-Direktorinnen und drei Produzenten. Nächstens stösst noch ein Mediamatikerlehrling zum Team. Erstmals öffentlich in Erscheinung traten die bei-

den im Jahr 2020, als sie mit ihrer Produktion den ersten Preis am Zürcher Kurzfilmfestival gewannen. Im gleichen Jahr holten sie sich den Young Creatives Award des Art Directors Club in der Kategorie Film. Damit waren die Grundsteine für die geschäftliche Entwicklung gelegt, die schnell eine Eigendynamik annahm.

Alles aus einer Hand

«Wir kombinieren unsere kreative Ader mit Unternehmertum», erklärt Trezzini. Da sei ihr jeweiliger Studienhintergrund natürlich ein Vorteil. Marty/Trezzini versteht sich deshalb auch als Creative House, das für die Kunden nicht nur Werbe- oder Image-Filme und Fotostrecken produziert, sondern sich auch in die Konzeption, die Strategie und das Marketing einbringt. «Unser Ziel ist es, alles aus einer Hand anzubieten und integrativ zu verbinden», führt Marty aus. Auf diese Art könne man schneller und günstiger produzieren, was für die Kunden ein Mehrwert sei. Die Arbeiten der beiden Quereinsteiger werden hauptsächlich für Kampagnen auf den Social-Media-Kanälen oder auf Websites verwendet. «Wir hatten aber auch schon Aufträge für Werbung am Fernsehen, was immer noch als Königsdisziplin gilt», sagt Trezzini.

«Wir versuchen immer, einen speziellen Ansatz zu wählen, mit dem man vielleicht nicht gerechnet hat», beschreibt Marty ihre Arbeitsweise. «Ausserdem setzen wir auf eine starke Ästhetik», ergänzt Trezzini. Während er für die Kameraführung zuständig ist, fungiert sein Geschäftspartner als Drehbuchschreiber und Regisseur. Viel Aufwand erfordert dann noch die Postproduktion, bis die Arbeit fertig ist, den hohen Ansprüchen der beiden also gerecht wird. Noch machen die zwei Jungwerber alles selbst, kümmern sich um die Buchhaltung und lernen jeden Tag etwas dazu. Sie beschäftigen sich aber schon mit der Frage, wie ihre Unternehmung weiter wachsen soll, was sich auch auf die Bürosituation auswirken würde. Bei diesem Programm kann es nicht überraschen, dass sie für ihre traditionellen Duell auf dem Tennisplatz kaum noch Zeit finden.



«Wir kombinieren unsere kreative Ader mit Unternehmertum»: Agenturgründer Marty (l.) und Trezzini.

Alexander Albrecht, Schauspieler

Im Netflix-Hit «The Queen's Gambit» traf der Schweizer auf Anya Taylor-Joy. Einen schönen Winterabend würde er aber gern mit Gisele Bündchen verbringen.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Albrecht: Ich würde sagen, fast jeder Mensch. Die Einsamkeit ist allgegenwärtig.

Albrecht: Wo werden Sie am liebsten gestreichelt?

Albrecht: Am Nacken. Ich könnte dabei einschlafen.

Weltwoche: Verdienen Sie genug?

Albrecht: Wenn ich Arbeit habe, ja, aber die Steuern in Deutschland sind eindeutig zu hoch.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Albrecht: Vor Ungerechtigkeit.

Weltwoche: Wer ist Ihr Vorbild?

Albrecht: Menschen, die sich selbst treu bleiben und niemanden dabei verletzen.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einer Frau am meisten?

Albrecht: Mitgefühl.

Weltwoche: Welcher Bundesrat ist überflüssig?

Albrecht: Solange sie für Entscheidungen nicht geradestehen müssen, jedes der sieben Mitglieder.

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Albrecht: Menschen, die sich heutzutage nicht für die Politik entscheiden würden.

Weltwoche: Wessen Tagebuch würden Sie sofort lesen wollen?

Albrecht: Wahrscheinlich das von Merlin.

Weltwoche: Welche Ihrer wichtigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Albrecht: Dass Gott auch Liebe braucht.

Weltwoche: Wie oft lügen Sie pro Tag?

Albrecht: Selten – ich schweige dann einfach oder wechsle das Thema.

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Albrecht: Ja, aber nicht an die Kirche.

Weltwoche: Wann hatten Sie das erste Mal Sex?

Albrecht: Zu früh. Mit vierzehn Jahren.

Weltwoche: Welche Waffe haben Sie zu Hause?

Albrecht: Keine. Aber ein Küchenmesser besitzen wir ja alle.

Weltwoche: Wären Sie gerne eine Frau?

Albrecht: Nein. Ich bin zufrieden mit meinem Geschlecht.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrem Körper?

Albrecht: Meine Haare fallen aus. Aber was soll man tun.

Albrecht: Behandle andere immer so, wie du auch selbst behandelt werden möchtest.

Weltwoche: Würden Sie Ihrem Partner oder Ihrer Partnerin einen Seitensprung verzeihen?

Albrecht: Ja. Um sich seelisch zu entwickeln, darf man nicht in einem Gefängnis leben. Sonst wäre es vielleicht besser, sich zu trennen?

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganer?

Albrecht: Meine Ernährung gestalte ich abwechslungsreich – da kommt auch mal ein Stück Fleisch auf den Teller.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Albrecht: Ich finde, an Gesetzen mangelt es nicht. Vielleicht eher ein neues Schulfach darüber, was es überhaupt bedeutet, ein Mensch zu sein.

Weltwoche: Haben Sie schon getötet?

Albrecht: Mücken im Sommer sind schon eher lästig.

Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Albrecht: Meine Eltern, meine Freunde, Mentoren und vergangene Liebesbeziehungen. Das Leben.

Weltwoche: Hätten Sie lieber eine andere Nationalität, und wenn ja, welche?

Albrecht: Nein. Über so etwas denke ich nicht einmal nach.



«Auch Gott braucht Liebe»: Alexander Albrecht.

Weltwoche: Mit welcher bekannten Frau möchten Sie einen schönen Winterabend verbringen?

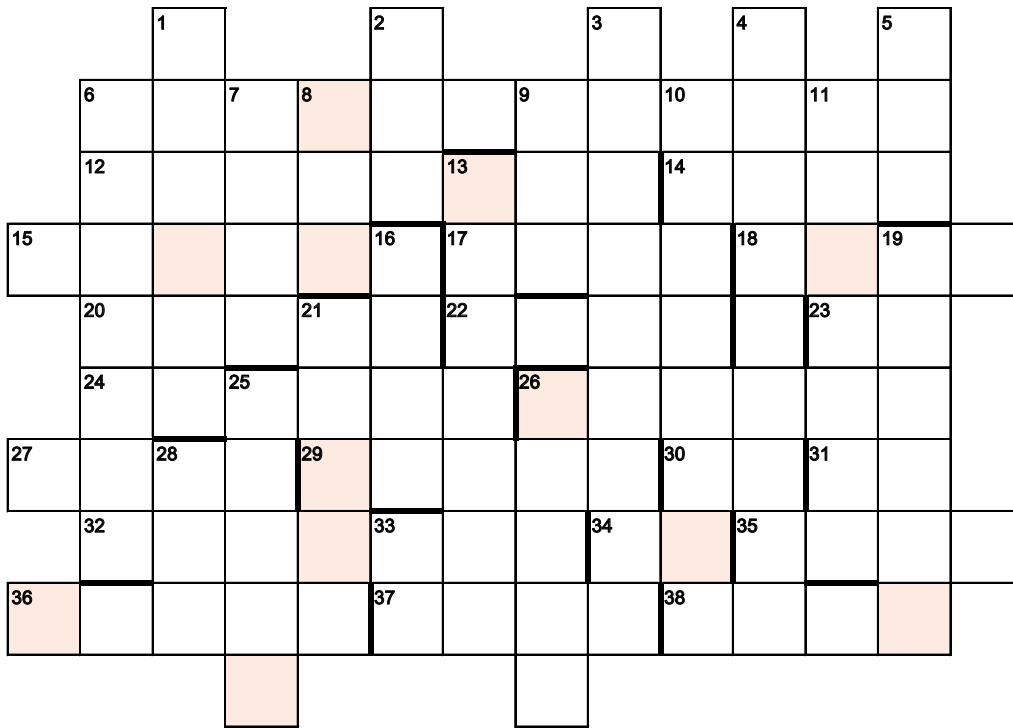
Albrecht: Mit Gisele Bündchen. Neben ihrer Schönheit wirkt sie sehr bodenständig und weise.

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Albrecht: Ich rauche ab und an Gras.

Weltwoche: Was ist der beste Ratschlag, den Sie je bekommen haben?

Der Zürcher Alexander Albrecht («Queen's Gambit», «Little Birds», «Ku'damm 63») ist derzeit im Theaterstück «Die Zoogeschichte» in Zürich zu sehen. Informationen: lonelyfood.club



Lösungswort — hat eine führende Rolle im Handarbeitskurs

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 6 Internetforenbeitrag eines Idioten? 12 auch als Motto der Grauen Panther taugliche Künstlerin 14 Leistungsklasse von hinten betrachtet, sollten Sportler in der Regel sein 15 wie manche Früchte sind und manche Früchtchen auch handeln 17 28-senkrecht-Kunde 18 sollte man nicht beschimpfen, wenn man nicht beschimpft werden will 20 verbringt seine Freizeit gerne in Azeroth oder Tamriel 22 wer so heisst, ist zum Führen eines eigenen Verkaufsgeschäfts quasi prädestiniert 23 beachtliche Fläche, trotzdem lachhaft 24 gestreifter Puma-Kontrahent 26 allmorgendliche Nerven- giftportion 27 beinahe krank 29 Jägermittel, das auch Schürzenjäger lockt 30 o,01 Lappen, kurz gesagt 31 radioaktiv oder richtig negativ 32 Fashion- tipp? 34 X durch V 35 davon hat bekanntlich alles ausser der Wurst eines 36 Nicht-Bergler? 37 Häppchen für 20 waagrecht und andere 17 waagrecht 38 hat nichts gegen nasse Füsse, und hat geaugenommen nicht einmal Füsse

Senkrecht — 1 Velo für Raumfahrer? 2 Verein für erdgebundene Fahrer, auch im Norden Ungarns zu finden 3 das Nesthäkchen im Braunschener Nest 4 Zustand einer leeren Voliere 5 bekannt dafür, die Werbeblöcke gelegentlich mit Spielfilmabschnitten zu unterbrechen 6 was erfolglose Fischer sind und manche ihrer Beutetiere haben 7 letztlich nichts als, nicht mal besonders heisse, Luft 8 im Wallis vielleicht nicht existenziell, dann aber etwa so kalorienhaltig wie ... 9 ... dies in Deutschland 10 namentlich wenig reaktionsfähig, dafür aber sehr brennbar 11 machen 17 waagrecht mit ihren Daten und Bergsteiger mit ihren Kollegen 13 gestern, wenn übermorgen Friday wäre 16 kein richtiges Indefinitpronomen, eher eine Indefinitpronomin 19 braucht man, nebst einem Klavier, zum Klavierspielen 21 wertvoller, gutherziger oder zumindest Titulierter 25 Stadt Delhi in grosser Zahl anzutreffen 26 hat weder Arme noch Beine, aber eine Menge Glieder 28 Kaolin-Fragment 33 bringen Touristen auf die Rigi, allerdings nur kurz

© Daniela Feurer – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 744

	A	M			T			K		L			
F	L	U	G	H	O	E	R	N	C	H	E	N	
	G	R	I	F	F	H	I	E	H	A	B	E	N
N	E	R	V	W	U	E	S	T	E	N	E	I	
	G	D	E	O	T	R	E	E	R	U	R	A	L
	E	R	B	L	E	I	C	H	E	N	W	U	
	W	A	L	F	A	N	G	A	A	S	U	B	I
S	I	M	I	L	I	G	E	L	D	E	R	U	
	S	A	C	K	M	E	S	S	E	R	S	S	D
	S									R		T	

Waagrecht — 1 AM 6 FLUGHOERNCHEN
14 GRIFF 15 HIE 16 HABEN 17 NERV
18 WUESTENEI 20 DEO 21 TREndwen-
den 22 ER 24 URALT 25 ERBLEICHEN
29 WUhan 30 WALFANG 31 AAS 32 UBI
(Unabhängige Beschwerdeinstanz für
Radio und Fernsehen; lat. f. wo) 34 SIMI-
LI 37 GELDER 39 SACKMESSER 40 SSD
(Solid-State-Drive) 41 KW (Kilowatt)

Senkrecht — 1 (B)ALGErei 2 Lebens-Ansich-
ten des Katers MURR (E. T. A. Hoffmann)
3 TOFU 4 KNETE (wie Kröten ein umgangs-
sprachl. Synonym f. Geld) 5 LEBERWURST
(Leber wurst) 7 GIVE (engl. f. geben) 8 HF
(Hafnium, Fluorwasserstoff) 9 EHERIN-
GE 10 RISE (engl. f. steigen) 11 CHE Gue-
vara 12 HAN (rückwärts: nah) 13 NEI-
AU 18 WOLF (=Intertrigo) 19 GEWISS
20 DRAMA 21 TEA (engl. f. Tee) 23 REA-
DER 24 UNSER (Anagramm v. Nurse)
26 BLICK 27 CG (Computergrafik) 28 HALS
33 BUS 35 LKW 36 IMMUNreaktion 38 ESEL

Lösungswort — **IDEALFIGUR**

Die neuen Rätsel für
die WELTWOCHEN schreibt
Daniela Feurer

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



DATEJUST

Die Datejust ist die klassische Rolex par excellence und war das erste automatische und wasserdichte Armbandchronometer, das auf dem Zifferblatt das Datum in einem Sichtfenster anzeigte. Auch weiterhin ist sie der Inbegriff eines zeitlosen Stils.

#Perpetual

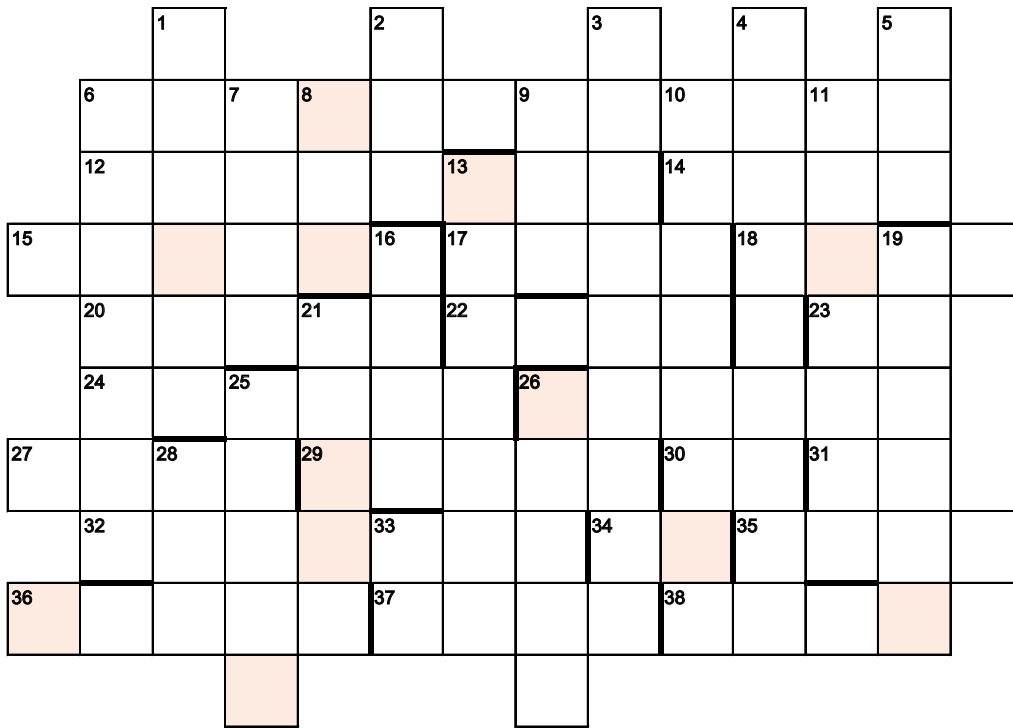


OYSTER PERPETUAL DATEJUST 31

BUCHERER

1888

bucherer.com



Lösungswort — hat eine führende Rolle im Handarbeitskurs

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 6 Internetforenbeitrag eines Idioten? 12 auch als Motto der Grauen Panther taugliche Künstlerin 14 Leistungsklasse von hinten betrachtet, sollten Sportler in der Regel sein 15 wie manche Früchte sind und manche Früchtchen auch handeln 17 28-senkrecht-Kunde 18 sollte man nicht beschimpfen, wenn man nicht beschimpft werden will 20 verbringt seine Freizeit gerne in Azeroth oder Tamriel 22 wer so heisst, ist zum Führen eines eigenen Verkaufsgeschäfts quasi prädestiniert 23 beachtliche Fläche, trotzdem lachhaft 24 gestreifter Puma-Kontrahent 26 allmorgendliche Nerven-giftportion 27 beinahe krank 29 Jägermittel, das auch Schürzenjäger lockt 30 o,01 Lappen, kurz gesagt 31 radioaktiv oder richtig negativ 32 Fashion-tipp? 34 X durch V 35 davon hat bekanntlich alles ausser der Wurst eines 36 Nicht-Bergler? 37 Häppchen für 20 waagrecht und andere 17 waagrecht 38 hat nichts gegen nasse Füsse, und hat geaugenommen nicht einmal Füsse

Senkrecht — 1 Velo für Raumfahrer? 2 Verein für erdgebundene Fahrer, auch im Norden Ungarns zu finden 3 das Nesthäkchen im Braunschens Nest 4 Zustand einer leeren Voliere 5 bekannt dafür, die Werbeblöcke gelegentlich mit Spielfilmabschnitten zu unterbrechen 6 was erfolglose Fischer sind und manche ihrer Beutetiere haben 7 letztlich nichts als, nicht mal besonders heisse, Luft 8 im Wallis vielleicht nicht existenziell, dann aber etwa so kalorienhaltig wie ... 9 ... dies in Deutschland 10 namentlich wenig reaktionsfähig, dafür aber sehr brennbar 11 machen 17 waagrecht mit ihren Daten und Bergsteiger mit ihren Kollegen 13 gestern, wenn übermorgen Friday wäre 16 kein richtiges Indefinitpronomen, eher eine Indefinitpronomin 19 braucht man, nebst einem Klavier, zum Klavierspielen 21 wertvoller, gutherziger oder zumindest Titulierter 25 Stadt Delhi in grosser Zahl anzutreffen 26 hat weder Arme noch Beine, aber eine Menge Glieder 28 Kaolin-Fragment 33 bringen Touristen auf die Rigi, allerdings nur kurz

© Daniela Feurer – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 744

	A	M			T			K			L			
F	L	U	G	H	O	E	R	N	C	H	E	N		
	G	R	I	F	F	H	I	E	H	A	B	E	N	
N	E	R	V	W	U	E	S	T	E	N	E	I		
	G	D	E	O	T	R	E	E	R	U	R	A	L	
	E	R	B	L	E	I	C	H	E	N	W	U		
	W	A	L	F	A	N	G	A	A	S	U	B	I	
S	I	M	I	L	I	G	E	L	D	E	R	U		
	S	A	C	K	M	E	S	S	E	R	S	S	D	
	S									R		T		

Waagrecht — 1 AM 6 FLUGHOERNCHEN
14 GRIFF 15 HIE 16 HABEN 17 NERV
18 WUESTENEI 20 DEO 21 TREndwen-
den 22 ER 24 URALT 25 ERBLEICHEN
29 WUhan 30 WALFANG 31 AAS 32 UBI
(Unabhängige Beschwerdeinstanz für
Radio und Fernsehen; lat. f. wo) 34 SIMI-
LI 37 GELDER 39 SACKMESSER 40 SSD
(Solid-State-Drive) 41 KW (Kilowatt)

Senkrecht — 1 (B)ALGErei 2 Lebens-Ansich-
ten des Katers MURR (E. T. A. Hoffmann)
3 TOFU 4 KNETE (wie Kröten ein umgangs-
sprachl. Synonym f. Geld) 5 LEBERWURST
(Leber wurst) 7 GIVE (engl. f. geben) 8 HF
(Hafnium, Fluorwasserstoff) 9 EHERIN-
GE 10 RISE (engl. f. steigen) 11 CHE Gue-
vara 12 HAN (rückwärts: nah) 13 NEI-
AU 18 WOLF (=Intertrigo) 19 GEWISS
20 DRAMA 21 TEA (engl. f. Tee) 23 REA-
DER 24 UNSER (Anagramm v. Nurse)
26 BLICK 27 CG (Computergrafik) 28 HALS
33 BUS 35 LKW 36 IMMUNreaktion 38 ESEL

Lösungswort — **IDEALFIGUR**

Die neuen Rätsel für
die WELTWOCHEN schreibt
Daniela Feurer

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien